

04943

DIE
ETHNOGRAPHIE RUSSLAND'S

NACH
A. F. RITTICH.

MIT ZWEI KARTEN.

(ERGÄNZUNG SHEFT No. 54 ZU PETERMANN'S „GEOGRAPHISCHEN MITTHEILUNGEN“.)

GOTHA: JUSTUS PERTHES.

1878.

INHALT.

	Seite		Seite
Vorwort	III	Die Kalmücken	24
I. Die Kaukasus-Völker	1	Die Buräten	24
Der Kaukasische Stamm	1	Die Tatarische Gruppe	25
Die Iberische oder Kartwelische Gruppe	1	Die Jakuten	25
Die Georgier oder Grusier	1	Dolganen	28
Die Mingrelier	4	Die Kirgisen	28
Die Suaneten	4	Die Kirgis-Kaissaken	28
Die Bewohner des Kaukasischen Hochlandes	4	Die Karakirgisen oder Buruten	31
Die Völker der westlichen Kaukasischen (Tscherkessischen) Gruppe	5	Die Karakalpaken	33
Die Tscherkessen	6	Die Kuramen	33
Adyghé (Natuhaizen, Schapsugen, Abadsechen, Besslenei, Temirgoi, Kemgui, Bsheduchen); Kabardiner; Abchasen (Ubychen, Dshigetun, Zebeldiner, Barakai, Bag, Kisilbek, Baschilbai)	8	Kiptschaken	33
Die östliche Gruppe der Kaukasischen Bergvölker	8	Die Turkmene	33
Tschetschenzen (Inguschen, Itschkeriner)	10	Die Sibirischen Tataren	34
Lesghier (Awaren, Kasikumuchen, Akuscha, Küriner, Uden, Kubetschi)	10	Turaliner, Taraische, Tobolskische, Tjumen'sche, Tomskische Tataren	34
Tabellarische Übersicht der Kaukasus-Völker	11	Barabiner: Tschulym'sche Tataren, Obische Tataren, Teletüten, Ssagaer, Katschiner, Karagassen, Ariner, Assanen, Ssojoten	35
II. Hyperboreer oder Arktiker	11	Die Dunganen	35
Die Tschuktschen	12	Die Tarantschen	35
Die Namollo	15	Die Bucharen	36
Die Korjaken	15	Die Usbeken	37
Kamenen, Parenen, Pallanen, Ukiner, Olutoren	16	IV. Die Völker der Mittelländischen Race	37
Die Kamtschadalen	16	Der Indo-Germanische Stamm	37
Die Jukahiren	17	Die Iranische Gruppe	37
Tschuwanzan	19	Die Tadschiks	37
Die Ainos	19	Sarten, Galtschen	38
Die Giljaken	19	Die Perser	38
Die Jenissei-Ostjaken	20	Die Afghanen	38
Kotten; Arinen oder Assanen	20	Die Hindu	38
III. Die Völker der Mongolischen Race	20	Masan, Dshutschi, Ljuli	39
Die Ugrisch-Finnische und Samojedische Gruppe	39	Die Slawische Gruppe	39
Die Wogulen	39	Die Russen	39
Die Ostjaken	39	Die Polen	39
Die Samojedan	43	Die Germanische Gruppe	39
Die Tungusische Gruppe	20	Die Deutschen	39
Die Tungusen	20	Der Semitische Stamm	39
Lamuten; Orotschen, Orokanen, Tassen; Manegrer, Mangunen, Ssamagrer, Nagidaler, Mandschuren, Tschechem, Ssibos, Ssolonen	23	Die Juden	39
Die Mongolische Gruppe	24	Die Araber	39
		Tabellarische Übersicht der Völker in	
		I. Sibirien	43
		II. Central-Asien	48

Karten:

- Tafel 1. Ethnographische Karte von Russland (Nördliches Blatt), nach A. F. Rittich von A. Petermann. Maassstab 1:3.700.000.
- Tafel 2. Ethnographische Karte von Russland (Südliches Blatt), nach A. F. Rittich von A. Petermann. Maassstab 1:3.700.000.

Vorwort (Wissenschaft und Karten-Technik).

(Die hervortretenden Hauptzüge des Rittich'schen Kartenwerkes. Geschichtliche Entwicklung der Ethnographie Russlands. Quellen. Zunahme des Russischen Elementes, Prozentzahl der Völker des Russischen Reiches unter sich. Unterscheidung der noch unbewohnten Gebiete von den bewohnten. Geschichte der Karte, ihre wissenschaftliche Ausführung und technische Herstellung. Bemerkungen über den gegenwärtigen Stand der Lithographie und der verschiedenen Arten des Karten-Kolorits.)

Wir begannen im vorigen Jahre eine eingehende Arbeit über die Ethnographie Russlands nach den neuesten offiziellen Erhebungen, und brachten bei jener Gelegenheit natürlich vor Allem eine Übersichtskarte des ganzen Russischen Reiches (s. Tafel 1 „Geogr. Mitth.“ 1877). In dieser Karte wurde das grosse grundlegende und bahnbrechende Werk von Rittich bereits benutzt, es liess sich jedoch in dem kleinen Maassstabe 1:20.000.000 nur sehr generell und in groben Umrissen geben, denn Rittich's Karte umfasst 6 grosse Blätter im Maassstabe von 60 Werst = 1 R. Zoll oder 1:2.520.000 und ist das grossartigste ethnographische Kartenwerk, das überhaupt bis jetzt producirt worden ist. In den laufenden Heften war es unmöglich weiter zu gehen, und eine einigermaassen erschöpfende Bearbeitung des Rittich'schen Werkes musste daher für ein besonderes Ergänzungsheft aufgespart werden, wie in dem jetzt vorliegenden.

In dem Aufsatz zu der damaligen Übersichtskarte des ganzen Russischen Reiches („Geogr. Mitth.“ 1877, SS. 1 ff., 141 ff.) wurden natürlich ebenfalls die neuesten Quellen schon benutzt, weshalb bei gegenwärtiger Gelegenheit der Text bei den Kaukasischen Völkern beginnt, um Wiederholungen zu vermeiden; dagegen andererseits der Rest der damals noch nicht abgehandelten Asiatischen Völker mit inbegriffen wird.

Um eine Idee der Bedeutung des Rittich'schen Werkes zu geben, möge erwähnt werden, dass dessen Karte ein Gebiet von 100.000 Deutschen Quadrat-Meilen mit 80 Millionen Einwohnern umfasst, während die berühmte Karte des Oesterreichisch-Ungarischen Kaiserstaates von Czörnig eine Fläche von noch nicht 12.000 Deutschen Quadrat-Meilen mit nur 38 Millionen Einwohnern darstellt.

Betrachten wir einige hervortretende Züge unserer Karte (Tafel 1 und 2), so bildet der östliche Theil, an beiden Ufern der Wolga, das Spiegelbild der Geschichte Russlands vom 12. Jahrhundert an. Dort fallen vor Allem die zerstreuten Inseln des Mordwinischen Czarthums vom 12. bis 13. Jahrhundert in die Augen, sodann die ehemals dem Kasan'schen Czarthum unterworfenen Völker: die Tschuwaschen, Tscheremissen, Wotjaken, Permjäken, welche jetzt vollständig von dem Grossrussischen Elemente eingeschlossen sind. Die Tataren erscheinen weggedrängt von der Wolga und ihrer Hauptstadt Kasan, ihnen schliessen sich die Transkama'schen Tschuwaschen mit ihren kleinen Städten und Gemeinwesen an, um welche herum sich im 16., 17. und 18. Jahrhundert friedliche Bewohner vom rechten Wolga-Ufer niederliessen, die von den Russen ostwärts gedrängt worden waren, und nun um die festen Orte am linken Ufer der Wolga in den Gouvernements Kasan, Samara und Ufa durch die wilden Horden nomadisirender Völker zur Niederlassung gezwungen wurden.

Das Baschkiren-Gebiet hat ebenfalls ein neues, sehr berichtiges Aussehen erhalten, wie auch der östliche Theil des Orenburgischen Gouvernements nach einer in Orenburg zusammengestellten vortrefflichen Karte der Kirgisensteppen dargestellt ist.

Ferner zeigt sich das Neurussische Gebiet zum ersten Male in seiner wahren Gestalt. Wenn man sich erinnert, dass in diesem ganzen Territorium vormals kein festbewohnter Ort existirte, und dass die Besiedelung desselben erst vor 100 Jahren nach dem Wunsche der Kaiserin Katharina II. ins Leben gerufen wurde, so begreift man leicht, weshalb dasselbe ein so buntes Völkergemisch bildet. Die historische Entwicklung der Ethnographie Russlands erscheint hier in ihrer eigenthümlichen Gestalt: diese Länderstrecken wurden unbevölkert erworben, und zum grösseren Theile von Russen, zum kleineren von solchen Ausländern, mit denen Russland gegen Ende des 18. Jahrhunderts in Berührung kam, — besiedelt. So legten Rumjanzew und Potemkin den Grund zu der dortigen Deutschen Kolonisation. Griechen und Armenier, von Tataren bedrängt, fanden in der Krym Unterkommen auf freiem Russischen Boden. Auf Neurussisches Gebiet flüchteten sich Bulgaren, der fanatischen Verfolgung der Türken sich entziehend, und dort machte die Russische Regierung auch den Versuch, die Juden zum Ackerbau heranzuziehen, ein ganz besonderes Verdienst Russlands, was auch für andere Länder ganz wünschenswerth wäre. Nach der Unterwerfung der Krym, und nachdem viele Tataren aus jener Halbinsel ausgewandert waren, begann sich dieselbe mit neuen Ankömmlingen, Tschechen, Deutschen u. a., zu besiedeln, und nahm dadurch ebenfalls ein völlig verändertes ethnographisches Ansehen an.

Das Ostsee-Gebiet ist nach den neuen Untersuchungen Kusnezow's, Südwest-Russland nach denen von Tschubinski dargestellt.

Einen der grossen Züge, welche die neue Karte nachweist, ist die Prozentzahl der verschiedenen Völker des Europäischen Russlands, und u. a. auch die Zunahme des Russischen Elementes. Dasselbe bildet 75 Prozent der Gesamtbevölkerung, die übrigen 25 Prozent vertheilen sich auf 46 Völker, und zwar entfällt der grösste Prozentsatz auf die Polen, nämlich 6 Prozent, die Turanischen Stämme erhalten 4, die Juden 3, die Finnen ebenfalls 3 Prozent; die übrigen 9 Prozent vertheilen sich auf verschiedene Stämme. Diese Zahlen lassen keinen Zweifel zu über das Schicksal der Fremden, welche in das Völkergemisch des Europäischen Russlands eingetreten sind, ihre vollständige Assimilation mit der Stamm-Bevölkerung ist nur eine Frage der Zeit.

Ganz neu in der Darstellung ist auch die Unterscheidung der noch unbewohnten Gebiete von den bewohnten, jene fallen mit Wäldern, Morästen, Sümpfen, Sandwüsten &c. zusammen. Dadurch wird die Karte gleichzeitig bis zu einem gewissen Grade zu einer Darstellung der Vertheilung und Dichtigkeit der Gesamtbevölkerung des Reiches. In den Wäldern des Nordens, in den Pinskiischen Sümpfen, in den Wüsteneien der unteren Wolga und des Ural eine feste oder zusammenhängende Bevölkerung angeben zu wollen, wie es auf allen bisherigen Karten geschehen ist, ist eben so wenig berechtigt, als wenn man das ethnographische Kolorit über das Weltmeer ausdehnen wollte. In den weiss gelassenen Gebieten unserer Karte erscheint nur vorübergehend der Jäger, Geschäfts- oder Handelsreisende; sie geben aber auch einen Begriff der Kulturstufe in der Entwicklung der Anwohner solcher unbewohnten Gebiete.

Die Bearbeitung dieses grossartigen Werkes geschah unter der Leitung des Kaiserl. Russischen Generalstabs-Obersten A. F. Rittich nach einem Plane der Ethnographischen Abtheilung der Kaiserl. Russischen Geographischen Gesellschaft in St. Petersburg, und beanspruchte 2½ Jahre angestrenzter Thätigkeit. Die Redaktion erhielt die Summe von 2000 Rubel, wozu Herr A. D. Baschmakow 500 Rubel beigesteuert hatte, der später auch noch zur lithographischen Ausführung die Summe von 2000 Rubel beisteuerte. Zur Beihülfe in der Redaktion und Herstellung des Werkes wurde von der Geographischen Gesellschaft eine besondere Kommission niedergesetzt, bestehend aus den Herren: Artemjew, Weidenbaum, Wenjukow, Kunik, Lerche, Maikow, Mainow, Semelow, Christiani. Dieser Kommission wurden alle Fragen der Bearbeitung vorgelegt, nach Klarstellung welcher die Eintragung in ein Protokoll erfolgte, welches alsdann der Redaktion zur Richtschnur diente.

Das Hauptmaterial bestand aus den zahlreichen in der Akademie der Wissenschaften aufbewahrten Kirchspiel-

Listen, den Verzeichnissen aller Ortschaften und vielen von kompetenten Persönlichkeiten angestellten Spezial-Untersuchungen, — etwa 35.000 einzelnen Haupt-Nachweisen.

Das ganze Material wurde zuerst auf die aus 133 Blättern bestehende Strelbitzki'sche Karte im 10werstigen Maassstab (=1: 420.000), welche der Generalstabs-Chef Graf Heyden der Geographischen Gesellschaft zu diesem Zwecke übergeben hatte, eingetragen.

Finnland und Kaukasien erforderten wieder besondere Spezial-Untersuchungen für sich.

Die lithographische Ausführung und der Farbendruck der Originalkarte geschah durch die kartographische Anstalt von Iljin in St. Petersburg; die lithographischen Herstellungskosten betragen für eine Auflage von 1500 Exemplaren die Summe von 4000 Rubel oder etwa 12.000 Mark.

Bei Gelegenheit der Publikation der Russischen Originalkarte ist es besonders betont worden, „dass ihre Herstellung bedeutende technische Schwierigkeiten geboten habe“, und wie aus Vorgehendem ersichtlich, ist die blosse Drucklegung auch eine äusserst kostspielige gewesen, nicht weniger als 8 Mark pro Exemplar. Trotzdem ist das Resultat in technischer Beziehung durchaus unbefriedigend: die 46 verschiedenen Farben sind im Ganzen sehr schwer von einander zu unterscheiden, die über West-Russland zerstreut vorkommenden Polen z. B. sind fast gar nicht zu übersehen, das mannichfaltige höchst interessante Völkergemisch des Kaukasus erscheint als ein verschwommenes, undeutliches, unschönes Bild von vorwiegend grüngelblicher Färbung, u. s. w. Und nicht bloss die Farben entbehren der nothwendigen Deutlichkeit, Klarheit und Übersichtlichkeit, sondern auch die Leserlichkeit und Deutlichkeit der Schrift wird durch die Farben noch obendrein beeinträchtigt. Der Eindruck der Karte ist im Ganzen kein anziehender, sondern ein abstossender. Das ist bei Karten ein grosser Fehler.

Man sieht hier einmal wieder, wie viel bei den Karten auf die Technik ankommt, — man könnte geradezu sagen, Alles! während allerdings andererseits auch die schlechteste Technik den innern Werth einer Karte nicht immer gänzlich zu rauben vermag.

Für Produzenten und Publikum ist es lehrreich und nützlich, solche Gelegenheiten wie diese zu benutzen, um durch unmittelbaren Vergleich einer auf zweierlei verschiedene Arten ausgeführte Karte eine Vorstellung von der ungeheuren Wichtigkeit der Technik zu erhalten. Wir sehen uns daher auch veranlasst, über diesen Punkt einige Worte zu sagen.

Das Original von Rittich's Karte ist in lithographischem Farbendruck ausgeführt, und zwar sind die 46 verschiedenen Völkerfarben durch 6 Farbenplatten hergestellt, zweierlei roth, zweierlei blau, 1 gelb und 1 schwarzbraun. Durch Schraffirungen, Punkte und andere Signaturen bewirkt man von ein und derselben Farbe oder Farbenplatte verschiedene Farbtöne und Schattirungen und durch Zusammensetzungen der verschiedenen Farben unter sich wiederum eine Menge Unterschiede. Allein diese Art von Farben-Komposition hat zwei Nachteile: die übereinandergedruckten Farben werden nicht rein, und die Schraffirungen bewirken Muster-, Kattun-artige Bilder, welche die Schrift und die geographische Grundlage der Karte überhaupt mehr oder weniger verunstalten und undeutlich machen. Man behilft sich mit möglichst wenig Farbenplatten, um Kosten zu sparen, verdirbt aber dadurch nicht selten das Ganze.

Auf Tafel 2 dieses Heftes, welche, wie auch Tafel 1, auf anderem Wege kolorirt ist, nämlich durch Handkolorit, sind 33 verschiedene Farben zur Anwendung gekommen, und keine davon ist durch Übereinanderlegen erzielt. Mit alleiniger Weglassung von Grossrussen, Kleinrussen, Weissrussen, — die auch im Original nicht deutlich hervortraten, sind alle übrigen 43 Völkergruppen weitaus deutlicher zu übersehen, als im Original, man werfe nur z. B. einen Blick auf den Kaukasus, die Polen, Juden und Deutschen¹⁾.

Man könnte sagen, Handkolorit sei eine primitive Art des Kolorits. Das ist richtig. Allein die Lithographie

¹⁾ Interessant ist der Zug der Deutschen durch Polen und Wolynien bis Kijew, wo im Mittelalter (13. Jahrhundert) das Magdeburger Stadtrecht galt, eben so wie in vielen, vielleicht allen pölnischen Städten.

hat in neuerer Zeit nicht Schritt gehalten mit anderen technischen Mitteln, sondern ist verhältnissmässig zurückgegangen.

Dazu kommt, dass die Buchdruckerpresse auch im Farbendruck der Landkarten Fortschritte macht und Tüchtiges und Geschmackvolles leistet. Mit den Preisen des Buchdrucks kann aber nicht einmal der Schnellpressen-Steindruck Schritt halten.

So kommt es, dass die Lithographie in Verfall geräth und zurückgeht, und dass an die Stelle des Steindrucks vielfach der Buchdruck, das Handkolorit, ja sogar der Farbendruck von Kupfer¹⁾ gesetzt wird. Der farbige Buchdruck hat noch eine grosse Zukunft, er beansprucht aber, um Tüchtiges zu leisten und vortheilhaft zu sein, complicirtere technische Mittel und grössere Auflagen, als das Handkolorit. Das Handkolorit hat viele Vortheile, es bedarf nur des möglichst einfachen Mechanismus, man ist dabei von wenigeren untergeordneten technischen Handlangern abhängig, ein bei Farben nicht zu unterschätzender Vortheil, weil so wenig Farben-Verständniss unter denselben existirt; es ist in den meisten Fällen schneller zu bewerkstelligen als Chromo-Lithographie und Chromo-Buchdruck, ist ebenfalls in vielen Fällen billiger als beide, giebt durchsichtigere Farben, Farben ohne Öl, und Farben die nicht nachdunkeln und gelb werden.

Die Hauptsache bei den verschiedenen Herstellungsarten bleibt, dass man in der Mühewaltung nicht nachlässt, dass man vor Allem saubere und gute Arbeit im Auge behält, allzu grosse Billigkeit oder Habgier aber zu vermeiden trachtet. Der Lithographie insbesondere ist in manchen neuen technischen Errungenschaften, wie z. B. der Heliogravüre, wie auch der zunehmenden Verwendung des Kupferstichs, eine Concurrenz erwachsen, die eine andauernde Anstrengung erheischt, um neben ihnen den alten Platz behaupten zu können. Über die glanzvollen, geradezu wunderbaren Leistungen der Heliogravüre werden wir in der allernächsten Zeit zu sprechen Veranlassung haben.

¹⁾ Die grossartige neue vom Eidgenössischen Generalstabe herausgegebene Karte der Schweiz in 546 Blättern wird zum grossen Theil höchst sauber und geschmackvoll farbig von Kupfer gedruckt, in jeder Beziehung die Concurrenz der Lithographie aushaltend. Im neuen Atlas von Vivien de St. Martin bei Hachette in Paris wird sogar das politische Kolorit von Kupferplatten gedruckt, entschieden eine Verirrung, da die Farben zu schwer, nicht durchsichtig und nicht gut passend werden; die Karte der Türkei in der 1. Lieferung ist von 4, die der Nordpolar-Regionen von 3 Kupferplatten gedruckt; in letzterer sind vier verschiedene politische Farben auf einer und derselben Kupferplatte eingerieben und so abgedruckt, wie es in älterer Zeit Mode war. Es ist diess ein etwas umständliches Verfahren, und wenn dabei der Atlas pro Blatt 2½ Francs kostet und seit 14 Monaten nur eine Lieferung von 3 Karten erschienen ist, so dass nach dieser Erscheinungsfrist der Atlas mindestens 50 Jahre in Anspruch nehmen dürfte, ehe er vollständig erscheint, — so ist das nicht zu verwundern.

A. Petermann.

Gotha, 21. März 1878.

I. Die Kaukasus-Völker.

Die den Kaukasus bewohnenden Völker ziehen aus mehr als einem Grunde die Aufmerksamkeit auf sich. Denn wenn der Kaukasus uns auch nicht mehr wie dem Griechischen Dichter als „das Ende der Welt“, kaum noch als der Horazische „inhospitabilis Caucasus“ erscheint, ist des Unerforschten doch noch mehr als genug in demselben vorhanden, um das Interesse für die eigenthümlichen Glieder der menschlichen Gesellschaft, die ihn bewohnen, rege zu erhalten. Dazu kommt, dass die bis in die Kindheit der Menschheit hinaufreichende Überlieferung dieses Land mit ihrem Zaubermantel umhüllt hat. Vom Ararat, auf dem die Arche Noah's landete, ging die Ausbreitung des Menschengeschlechts aus; hier entstand die Zend-Religion; auf dem Kasbek erlitt Prometheus seine Strafe für Versuchung der Götter; Sesostrius führte Colonen, Jason seine Argonauten hierher &c. Dolmen der megalithischen Zeit, Troglodyten-Wohnungen, Kurgane mit der eigenthümlichen Steinfigur von Mongolischem Typus, Überreste aus der besten Zeit Hellenischer Kunstblüthe, Opferhaine des heidnischen Naturcultus, zahllose alte Thürme, Burgen und christliche Kirchen, theils noch wohl erhalten, theils in Trümmern, mohammedanische Moscheen bedecken diese Länder und verkünden in ihrer stummen, aber bedeutsamen Sprache, dass endlose Katastrophen dieselben erschüttert haben.

Unter den Hunderten von Volksstämmen, welche als die heutigen Bewohner genannt werden, mögen sich in den von himmelhohen, steilen Gebirgen eingeschlossenen Schluchten und Klüften Reste der Völker, die an jenen Katastrophen betheiligt waren, erhalten haben. Kein Wunder also, wenn eine solche Beschaffenheit von Land und Leuten das allgemeine Interesse anzuregen vermag.

In ferner Vergangenheit haben sich Iranische Völker, wie Talyschiner, Taten, Kurden, Armenier und Osseten, und Türkische, wie Tataren, Kumyken, Nogaier und Turkmenen, im Norden und Süden des Kaukasus niedergelassen. Alle diese Völker sind ihrem Ursprunge nach bekannt, weil ihre Sprachen sich an die erforschten grossen Sprachfamilien anschliessen. Den gebirgigen Raum zwischen ihnen nehmen jedoch Völker ein, deren Abstammung noch nicht ermittelt ist, weil ihre Sprachen sich auf nichts Bekanntes zurück-

Ethnographie von Russland.

führen lassen. Sie müssen zwar der Mittelländischen Race zugezählt werden, ihren Stamm nennt man jedoch in Ermangelung eines ethnographischen Eintheilungsgrundes einfach den

Kaukasischen Stamm.

Derselbe zerfällt wieder nur nach äusseren Gründen in die Iberische oder Kartwelische, die Westkaukasische und die Ostkaukasische Gruppe, und die Völker innerhalb jeder dieser Gruppen können nach dem heutigen Stande der Wissenschaft der Sprache nach als verwandt betrachtet werden.

Die Iberische oder Kartwelische Gruppe

umfasst die Georgier oder Grusier, mit denen auch die Gurier, Imeretier, Pschawen, Chewssuren und der grösste Theil der Tuschiner und Ingiloier gleiche Abstammung haben, die Mingrelier und die Suaneten.

Die Georgier,

von den Russen Grusinzy genannt, bewohnen gegenwärtig eine der besten Gegenden Transkaukasiens, von der Küste des Schwarzen Meeres ostwärts bis zur Einmündung des Alasán in die Kúra, das Colchis und Iberien der Alten, die heutigen Gouvernements Tiflis und Kutaís. Die älteren Namen der von den Kartwelischen Völkern bewohnten Länder sind jedoch nicht durch die neuen der Russischen Administration verdrängt worden und bezeichnen noch heute geographisch genau bestimmte Landstriche: Mingrelien, südlich vom Ingúr bis über den Rión hinaus; südlich davon Gurien, beide am Schwarzen Meere; östlich davon, von N. nach S. Suanetien, Letschgum mit Ratscha und Imeretien; noch weiter ostwärts Kartalinien und Ssomchetien und östlich von letzteren Kachetien.

Die Georgier sind zwar ein uraltes Culturvolk, ihr Ursprung ist nichtsdestoweniger unbekannt. F. Bopp hält sie für Indo-Europäer, Max Müller für Turanier; beide Annahmen gehören schon ihres Widerspruchs wegen in's Reich der Hypothesen. Georgische Chroniken geben Thargamos, der im vierten Gliede von Noah abstammte, als den Stammvater des ältesten Fürstengeschlechts an. Seine beiden

Söhne theilten das Reich unter sich; Haik, der ältere, nahm Armenien, Kartlos, der jüngere, das nach ihm Kartli oder Kartwelien benannte Georgien. Die von letzterem am Zusammenfluss der Arárgwa und Kúra erbaute Residenz wurde nach seinem Sohne Mzchetos Mzchet benannt. Uplos, der Sohn des Mzchetos, gründete ausser anderen Städten auch Uplis-Ziché. Alles das soll zwischen dem 14. und 12. Jahrhundert geschehen sein. Wenn diese Angaben auch auf ein zu hohes Alter hinweisen sollten, so ist es doch sicher, dass Uplis-Ziché vor dem Jahre 700 der vorchristlichen Zeit entstanden sein muss, da die 10 Werst von Gori aufgefundenen Trümmer dieser Stadt erkennen lassen, dass ihr Ursprung der Troglodyten-Zeit angehört, die Georgier aber um 700 schon Häuser aus Ziegeln zu bauen gelernt hatten.

Die ältesten Bewohner waren Bekenner der Lehre Zoroasters, und wenn das Land auch durch frühe Kämpfe heftig erschüttert wurde, so flammten die heiligen Feuer an der Kúra doch bis in's 4. Jahrhundert der christlichen Ära fort. Die Assyrier brachten den Dienst ihrer Gottheiten, der Astarte, des Baal u. a. dahin und trugen wesentlich zur Verdrängung des Ormuddienstes bei. In die Epoche des Assyrischen Einflusses fällt auch der Argonautenzug und die erste Anknüpfung von Handelsbeziehungen mit den Griechen. Im 7. Jahrhundert besaßen diese letzteren schon zahlreiche Colonien am Gestade des Pontus, so im jetzigen Gouvernement Kutais Phasis am Riön (Phasis), Heraklea (jetzt Anaklia) am Ingúr u. a. Nach den Assyriern hatten sich die Meder, dann die Perser der Oberhoheit bemächtigt; später wurden hier die Römer die herrschende Macht.

Sehr früh fand das Christenthum Eingang in Georgien. Spuren desselben zeigten sich schon im ersten Jahrhundert unserer Zeitrechnung. Wahrscheinlich ist es, dass Juden, die zu verschiedenen Zeiten als Gefangene nach dem Kaukasus geschleppt worden waren, die Lehren Christi als die des ihnen verheissenen Messias aufgenommen und mit um so freudigerer Zuversicht verbreitet haben, als sie dem orthodoxen Judenthum entfremdet waren und die Sophistereien der Pharisäer und Saducäer keine Macht über sie hatten. Jedenfalls ist vielen der alten Kirchen und Klöster, unter denen sich Denkmäler von bewunderungswürdiger Schönheit des Baustils befinden, ein sehr hohes Alter nachzuweisen. So stammen die Kirche von Metech und die Zions-Kathedrale in Tiflis, wohin auch der Katholikos aus Mzchet seinen Sitz verlegt hatte, aus der Zeit des Königs Wachtang-Purgasslan (446—499). Die in die Felsen gearbeiteten Kirchen und Klöster, die besonders in Kachetien, in dem Höhenzuge, welcher die Karaja-Steppe im Norden begrenzt, zahlreich sind, und unter denen sich das Felsenkloster des

heiligen David von Garadshi durch seine gewaltigen Dimensionen auszeichnet, sind wahrscheinlich noch älter und zeugen von der Glaubenstreue der christlichen Bekenner, die sich vor den über sie hereinbrechenden Bedrängnissen in den Schooss der Erde flüchten mussten.

Nach den Römern waren hier die Byzantiner, seit 635 die Araber die eigentlichen Herren. Die einheimischen Könige wussten sich aber trotz ihrer Abhängigkeit den Einfluss auf das eigene Volk zu erhalten. Um 787 bestiegen die Bagratiden, freilich unter Arabischer Oberhoheit, den Thron, und unter einzelnen kraftvollen Regenten dieser Dynastie erlebte Georgien die Zeit seiner höchsten Blüthe, die mit Bagrat III. begann und unter David II., dem Erneuerer, den Culminationspunkt erreichte. Denn schon nach der vom Volke als Nationalheldin verehrten Königin Thamar begannen die inneren Zwistigkeiten und mit ihnen der Verfall. Allerdings hätte dem sich nun nahenden Anprall barbarischer Horden auch die geeinte Volkskraft nicht Stand gehalten. Der Mongolensturm brauste über das Land und stürzte Alles in Trümmer.

Trotzdem siedelten sich um diese Zeit kühne Genuesische Handelsleute an der Küste an, und viele der alten Thürme und Schlösser, welche in zahlloser Menge Gurien, Imeretien, Mingrelien und Suanetien bedecken, mögen wohl von ihnen zum Schutze ihrer Colonien und ihrer Handelsstrassen angelegt worden sein.

Im 14. Jahrhundert erscheint Timur, dessen Horden ihren Weg durch Blut und Brandstätten bezeichnen. Später verwüsten Perser, Türken und die Bergvölker das schon so schwer geprüfte Land, und die beiden letzten Jahrhunderte seines Bestehens sind eine fortwährende Agonie. Es war daher natürlich genug, dass es Schutz bei der im steten Wachsen begriffenen Macht der Russischen Zare suchte. Schon 1586 hatte sich König Alexander II. zum Vasallen Russlands erklärt, aber Hülfe von demselben nicht erhalten. Heraklius II. leistete 1783 Russland den Vasalleneid, zog aber dadurch die Rache des Persischen Schah's Aga-Mohammed auf sich herab, die alle Schrecken eines neuen Einfalls und sogar die Einnahme und Plünderung von Tiflis (1795) zur Folge hatte. Dieses Mal erschien Hülfe. Ein Russisches Heer, mit dem sich die Georgischen Streiter verbunden hatten, erzielte die plündernden und mordenden Persischen Schaaren und schlug sie auf's Haupt. Einen anderen glänzenden Sieg erfochten die vereinigten Heere über die Tschetschenzen und Lesghier, die Geiern gleich dem Blutgeruche nachgezogen waren. Georg XIII. endlich vererbte sein Reich feierlichst an Russland, und Kaiser Paul nahm nach längerem Schwanken das bedenkliche Vermächtniss an, aber erst unter Alexander I. wurde es (1802) Russische Provinz. Die anderen kleinen Kart-

welischen Fürsten behielten zwar noch eine Zeit lang unter Russischem Schutze ihre Selbstständigkeit, aber auch diese konnte nicht dauern. Mingrelien wurde 1803, Imeretien und Gurien 1810 dem Russischen Reiche einverleibt.

Der Schutz der neu erworbenen Provinzen forderte gebieterisch die Bändigung der raublustigen Bergvölker, und so entstand der Kaukasische Krieg, der über 50 Jahre gedauert hat.

Die Georgier bekennen sich zur Griechisch-katholischen Kirche. Nach ihrem Äusseren gehören sie zu einer der schönsten Racen der Erde. Sie sind gross, schlank und kräftig von Wuchs; ihre Gesichter haben den idealen apolloartigen Schnitt, doch ist der Ausdruck derselben sanft und weich. Sie haben alle dunkle Augen und dunkles, lockiges Haar, das in dichter Fülle herabfällt; nur bei den Guriern findet man oft hellfarbigeres Haar. Ihre Tracht hat einen mehr oder weniger Persisch-Orientalischen Zuschnitt. Sie tragen weite Beinkleider in kurzen Stiefeln, eine Ärmelweste oder Tunica, einen bis zum Knie reichenden Rock mit langen geschlitzten Ärmeln, alles bei den Wohlhabenderen reich mit Tressen besetzt. Dazu kommt die spitze niedrige Mütze von schwarzem oder grauem Lämmerfell. Allerdings wird diese malerische Tracht, die in etwas idealisirter Form noch die Georgier schmückt, welche einen Bestandtheil der Escorte des Russischen Kaisers bilden, jetzt schon vielfach durch die Europäische Tracht verdrängt. Die Gurier und Imeretier tragen lange, nicht weite Beinkleider, eine kurze Ärmelweste und darüber eine Jacke mit vielen Knöpfen, die auf der Brust oft mit den Tscherkessischen Patronentäschchen besetzt ist, alles reich mit Tressen verziert. Um den Leib winden sie breite Binden, in welchen gewöhnlich ein langer Dolch und ein Paar Pistolen stecken, und von den noch allerlei andere Utensilien herabhängen. Den Kopf, von dem das üppige Haar wellenförmig herabwallt, bedecken sie mit einem sonderbaren tellerartigen Dinge von farbigem Stoffe, mit Goldschnur besetzt oder gestickt und durch ein Band unter dem Kinn festgebunden. Zuweilen trifft man jedoch auch turbanartige Kopfbedeckungen. Bei den Armen sind oft ein weites Beinkleid und ein längerer Rock die ganze Bekleidung, zu der noch mitunter allerlei Bestandtheile der oben beschriebenen Tracht kommen.

Der Kartwele ist leichten gefügigen Sinnes, mit dem sich jedoch auch Hang zur Trägheit und eine Zerstreung suchende Lebhaftigkeit vereinigen, die ihn nur in so fern zur Arbeit geneigt macht, als er sich die nöthigen Subsistenzmittel verschaffen muss. Die übrige Zeit widmet er nur gar zu gern den Vergnügungen. Jagden, besonders Falkenjagden, Ringkämpfe, fröhliche Mahle und Tänze liebt er leidenschaftlich. In den Gärten und auf den Terrassen

der Häuser versammelt sich die Jugend allabendlich und giebt sich der ausgelassensten Freude hin. Die aus Dagestán stammende Lesghinka ist ihr Lieblingstanz, bei welchem sich ein Paar innerhalb eines Kreises nach dem Tacte einer Guitarre, eines Tambourins und des diese Instrumente begleitenden Georgischen Gesanges anfangs in langsamen und höchst anmuthigen, dann aber immer lebhafteren Cadencen bewegt, bis endlich die leidenschaftlichste Erregtheit den Schluss bildet, worauf dann ein anderes Paar eintritt.

Die Georgischen Frauen sind in der Jugend meist sehr schön, verblühen aber ungemein schnell, so dass sie in einem Alter, in welchem Europäerinnen in vollster Blüthe stehen, bereits matronenhaft erscheinen, wozu die starkgebrauchte Schminke und Orientalische Indolenz das Ihrige beitragen mögen. Ihre Zeit verbringen sie mit dem Besuche der Kirchen, dem Bade, den häuslichen Beschäftigungen und den Vergnügungen. Sie tragen meist Kleider von Europäischem Schnitt, dazu aber ein kleines goldgesticktes Sammetmützchen und einen Schleier (Tschadra), in welchen sie beim Ausgehen die ganze Figur nicht ohne Coquetterie einzuhüllen verstehen.

Die Häuser in den Städten sind von Ziegeln oder von Stein, meist mit platten Dächern erbaut; die Bauern bewohnen oft noch Erdhütten, aber auch Häuser von Holz oder Stein, die oft an eine Felswand gelehnt sind, platte oder gewöhnliche Dächer, aber immer eine auf Pfeilern ruhende Vorhalle haben.

Die Georgier treiben vorzugsweise Acker- und Weinbau, aber auch Vieh-, besonders Schafzucht. Das reichste Weinland, das auch die besten Weinsorten liefert, ist Kachetien.

Die Georgier, im engeren Sinne genommen, bewohnen in der Stärke von 374.454 Seelen alle Kreise des Gouvernements Tiflis, wozu noch 188 im Gouvernement Sstawrópol lebende Georgier kommen; die Imeretier, 283.283 Individuen zählend, sind in den Kreisen Kutaís, Scharopán und Rátscha ansässig; die Gurier, 60.345 Köpfe stark, sind im Kreise Osurgéti (Gouvernement Kutaís) zu Hause. Die Pschawen, Chewssuren, Tuschiner und Ingiloier, zusammen nur 23.671 Seelen zählend, wohnen im gebirgigen, nördlichen Theile des Gouvernements Tiflis und zwar in den Kreisen Duschét und Teláw, die Ingiloier jedoch ausschliesslich im Bezirk Sakatály. Diese Stämme sind stark mit Bergbewohnern gemischt und in ihrer abgeschlossenen Gebirgswelt so verwildert, dass sie selbst den Gebrauch der Schrift verloren haben. Sie werden zwar als Christen betrachtet, doch wissen sie wenig von der christlichen Lehre, und in ihren Wäldern findet man noch Opferstätten, reich an Opfergaben von Silbergeschirr, welches die eingeborenen Priester

in nur ihnen bekannten Verstecken verbergen und einmal im Jahre hervorbringen, um sie vom Volke verehren zu lassen.

Die Mingrelier

schliessen sich zwar auch nach Sprache und Sitten eng der Georgischen Gruppe an, wie denn auch ihr ganzes Culturleben in dem der Georgier wurzelt, müssen aber doch als ein besonderes Volk betrachtet werden. Sie leben, 205.231 Seelen stark, in Mingrelien, d. h. in den Kreisen Letschgúm, Ssenách und Sugdídi des Gouvernements Kutáís; nur ein kleiner Bruchtheil von 490 Köpfen befindet sich in dem Militair-Bezirk Ssuchúm.

In derselben Weise sind

die Suaneten

als ein Volk zu betrachten. Dieselben sind in ihrer unzugänglichen Gebirgsheimat so stark verwildert, dass sie vom Christenthum und ihrer früheren Cultur, deren einstiges Vorhandensein noch viele alte Kirchen und andere Baudenkmäler beweisen, nur eine sehr oberflächliche Vorstellung haben. Sie bewohnen jetzt, nur 9111 Seelen zählend, den zum Gouvernement Kutáís gehörigen Bezirk Suanetien, müssen aber einst ein viel zahlreicheres Volk gewesen sein, da die Byzantiner sich zur Zeit ihrer Bedrängnis durch die Hunnen durch einen Tribut Ruhe vor ihnen zu verschaffen suchten. Ein Theil von ihnen, die sogenannten freien Suaneten, zu deren hoch im Gebirge, am Elbrus gelegener Heimat man nur während zweier Sommermonate auf eine gefahrlose Weise gelangen kann, waren lange ganz unabhängig und sind erst 1853 Russische Unterthanen geworden. Um diese Zeit machte der damalige Oberst Bartolomaei eine Reise durch ihr Land, und als einen Beweis ihrer Verwilderung führt er an, dass sie damals noch die weiblichen Kinder gleich nach der Geburt bei Seite schafften. Eine entsetzliche, aber nach ihrer Ansicht durch die Armuth des Landes gebotene Sitte!

Vielleicht von noch höherem Interesse als die Kartwelen sind diejenigen

Bewohner des Kaukasischen Hochlandes,

denen man bisher keinen anderen allgemeinen Namen als diesen zu geben gewusst hat, weil dieselben, in zahllose kleine Stämme zersplittert, als solche mit verschiedenen Namen bezeichnet und für verschiedene Völker gehalten, ihrem Ursprunge nach unbekannt sind.

Wenn nun auch die Forschungen der Russischen Akademiker Sjögren und Schiefner und des unlängst verstorbenen Russischen Generals Baron v. Uslar ein helleres Licht über das Sprachengewirre verbreitet und nachgewiesen haben, dass die Bewohner des westlichen Kaukasus der Sprache

nach unter einander verwandt sind, und dass auch die grosse Mehrheit der im östlichen Kaukasus lebenden Hochländer verwandte Sprachen spricht, so ist das doch erst eine Er rungenschaft der neuesten Zeit, von der nicht nur die Römer, die in Sebastopolis (Dioskurias) 130 Dolmetscher brauchten, und die Araber, welche den Kaukasus „das Gebirge der Sprachen“ nannten, sondern auch viel spätere Geschlechter keine Idee hatten.

Von den Völkern, welche im Alterthum den Nordabhang des Kaukasus bewohnten, weiss man im Grunde wenig oder nichts. Schriftsteller des Alterthums nennen im südlichsten Theile des Asiatischen Sarmatiens die Sichen am Pontus, die Cercetae, die für die heutigen Tscherkessen gehalten werden, die Bosporani, die Achaei, östlich von diesen die Udae oder Udini am Flusse Udón (Kuma), die Didori, Tусi u. a.

Der Einfluss, den die seit dem 7. Jahrhundert vor Christi Geburt am Nordostufer des Schwarzen Meeres bestehenden Griechischen Colonien geübt haben mögen, ist so vollständig durch die nachfolgende Barbarei verwischt worden, dass auch keine Spur mehr davon vorhanden ist. Nur die Erde birgt noch Schätze Hellenischer Kunst, die besonders häufig auf der Halbinsel Taman gefunden werden und durch ihre Formenschönheit beweisen, welche hohe Entwicklung diese Gegend durch Griechische Cultur gewonnen hatte. Hier blühte Phanagoria an der Kubánmündung; weiter ostwärts erhoben sich die Städte Thorikos, Bata, Pityus, Dioskurias, letzteres von Milesiern gegründet und von den Römern Sebastopolis genannt. Auch die Genuesen hatten hier bedeutende Colonien, aber auch von ihrem Dasein sind keine anderen Anzeichen übrig, als vielleicht die alten Schlösser, welche sie zum Schutze ihrer Handelswege angelegt haben.

Dass das Christenthum auch hier herrschend gewesen, verrathen die vielen alten Kirchen, die auch auf dem Nordabhang des Kaukasus gefunden worden. Wohl erhalten ist noch die schöne Kirche in Pizunda. Aber auch am Selentschúk, am oberen Laufe des Kubán unterhalb der Bergfestung Chumára, ferner am Terek, wo die Ruinen des Schlosses Dariel auf der schon den Alten bekannten Stelle der Caucasiae Portae von steiler Felswand in die schäumenden Fluthen des Terek hinabschauen; auch noch im Tschetschenzenlande bei dem Dorfe Hairuch sind Ruinen christlicher Tempel vorhanden, und selbst in Daghestán befindet sich am Awarischen Koissú eine noch erhaltene Kirche.

Später hörte jeder engere Zusammenhang dieser Gegenden mit dem Culturleben Europa's auf, bis der Russische Krieg wieder die allgemeine Aufmerksamkeit auf die Völker im Norden des Kaukasus lenkte.

Das nördlich vom Kaukasus belegene Land zerfällt jetzt nach der Russischen Eintheilung in das Kubán-Gebiet im Westen, das Térék-Gebiet, östlich davon, und das Gebiet Daghestán am Kaspischen Meere; doch sind auch hier noch die alten Namen Tscherkessien, Abchasien, Grosse und Kleine Kabárda, Tschetschnjá und Lesghistán oder Daghestán nicht ganz verschollen.

Die Völker der

Westlichen Kaukasischen (Tscherkessischen)
Gruppe

haben trotz ihrer Zerrissenheit in viele kleine Geschlechter doch so viel Ähnliches unter einander, dass sich sehr viele Züge nachweisen lassen, die Allen gemein sind. Alle diese Völker waren in früherer Zeit Christen, sind aber zum grössten Theil zum Islam übergetreten, ohne darum die Anschauungen aus ihrer Heiden- und Christenzeit ganz aufgegeben zu haben. Bei Allen zeigt sich dieselbe Begeisterung für vollständige Unabhängigkeit, derselbe kriegerische Sinn, der von früher Jugend auf die Entwicklung der körperlichen Kräfte und die Geschicklichkeit in Führung der Waffen mit äusserster Sorgfalt pflegen lässt; aber überall findet man auch dieselbe Leidenschaft für Raub und Kampf, dieselbe Habsucht, dieselbe Treulosigkeit und unerbittliche Härte gegen den Feind, ohne dass diese jedoch Züge gelegentlichen Edelmuths ausschliesse. Alle diese Völker sind von einer unglaublichen Mässigkeit. Hirsebrei bildet für gewöhnlich den Hauptbestandtheil ihrer Mahlzeiten, und auf ihren Feldzügen genügt ihnen eine Tageskost von etwa einem Viertel-Pfunde eines mit Honig durchkneteten Mehlbreies. Die Beschwerden des Kriegslebens erträgt ihr abgehärteter Körper mit der grössten Leichtigkeit, eine unüberwindliche Abneigung haben sie aber gegen jede Art von Handarbeit, die sie durchaus den Frauen und Dienenden überlassen. Der Frau, die für einen bestimmten Preis (Kalym) erhandelt wird, ist hier kein besonders glückliches Loos zugefallen. Sie hat die Sorge für alle Arbeiten im Innern des Hauses zu übernehmen, und muss es sich gefallen lassen, dass ihr, wenn sie älter wird, jüngere Rivalinnen vorgezogen werden. Unfruchtbarkeit, Kränklichkeit, oft auch nur ein schlecht begründeter Verdacht sind hinreichende Gründe, dass der Mann die Frau zurückschickt. Die Absonderung der Geschlechter ist nicht so strenge, wie sonst im Orient und erstreckt sich eigentlich nur auf die verheiratheten Frauen; die Mädchen nehmen ungehindert an allen Festlichkeiten Theil. Im Allgemeinen sind die Sitten dieser Völker einfach und rein; auch die Trunksucht hat sich bei ihnen nicht zum Laster ausgebildet, obgleich es wohl zuweilen vorkommt, dass sich Einzelne an Busa oder Dshawa, einem durch Gährung aus gekochten Trauben gewonnenen Ge-

tränk, berauschen. Achtung vor dem Alter, gewissenhafte Erfüllung der Pflichten der Gastfreundschaft, Ergebenheit gegen Freunde sind die Allen gemeinsamen Lichtseiten in ihrem Charakter. Die Gastfreundschaft macht es dem Fremden überhaupt erst möglich, unter ihnen zu weilen. Derselbe muss sich einen Gastfreund (Konak) erwählen, den er oft nur dem Namen nach kennt, und dieser schützt ihn mit Aufopferung seiner selbst gegen jede Unbill. Alle diese Völker kennen keine Furcht vor Tod und Gefahr, und der Stoicismus, mit welchem sie Leiden und Qualen erdulden, ist bewunderungswürdig. Die bei ihnen auf tief wurzelnder Überzeugung beruhende Anschauung, dass der edle Freie eine Beleidigung nie vergessen dürfe und mit Blut abwaschen müsse, hat die Blutrache zu einem Gesetz der Ehre erhoben. Eben so tief steckt in ihnen die Leidenschaft für Entführungen, die selbst dann vorkommen, wenn der Heirath gar kein Hinderniss entgegensteht, und für Raub und Diebstähle, die oft gar nicht aus Habgier, sondern aus reiner Lust an gewagten und gefährlichen Dingen verübt werden.

Alle Vergehen criminelles Natur werden nach dem Adat entschieden, einem durch uraltes Herkommen geheiligten Gewohnheitsrechte, das mit dem Islam nichts zu schaffen hat und daher auch bei einzelnen Völkern verschieden gehandhabt werden kann. Das Schariat, das auf dem Koran beruhende Civilgesetz, ist dagegen bei allen Mohammedanern gleich. Russland hat diesen Völkern ihre einheimische Justizpflege gelassen, aber es hat bereits ganz von selbst ein grosser Umschwung in den Ansichten Statt gefunden. So sind diejenigen Satzungen des Adat, nach welchen Feindschaft, Beleidigung und verursachte Verluste durch hergebrachte Zahlungen gebüsst werden konnten, ganz ausser Gebrauch gekommen. Auch ereignet es sich jetzt nicht mehr selten, dass die Einheimischen geradezu den Antrag stellen, dass ihre Streitigkeiten nach den allgemeinen Russischen Gesetzen entschieden werden.

Die Hauptbelustigung aller Kaukasischen Hochländer ist das Kampfspiel (Dshiggit), in welchem sie von frühester Jugend auf geübt werden. Die Reiter verfolgen sich mit Flintenschüssen oder Würfeln ihrer Spiesse, heben im vollsten Rennen eine Mütze oder ein Geldstück vom Boden auf, stellen sich auf den Sattel, oder hängen wie ein Verwundeter vom Pferde herab — kurz, sie führen das treue Bild ihrer Kämpfe auf.

Auch den Liedern ihrer hoch in Ansehen stehenden Sänger lauschen sie gern. Diese Sänger feiern die Thaten der sagenhaften und auch der neuen und neuesten Helden. In der Kampfzeit gab es für den Kaukasischen Hochländer kein höheres Glück, als schon bei Lebzeiten von den Sängern gefeiert zu werden. Ob wohl jetzt noch die Lieder

von Guz-Beg, dem Löwen des Kaukasus, von Indar-Oglu, Hussein-Beg, Dshimbulat, Chasi-Mullah und Schamíl ertönen? Wir wissen es nicht; denn auch der einst untüchtige Freiheitsdrang und Thatendurst dieser Menschen ist gebeugt und die Heldenlaufbahn ihnen verschlossen worden. Viele haben freiwillige Verbannung der Erniedrigung der Unterwerfung vorgezogen und sich vor den christlichen Siegern zu ihren Glaubensgenossen, den Türken, geflüchtet. Aber auch die nivellirende Gewalt der Russischen Verwaltung hat trotz ihrer eisernen Consequenz ihre Wirkung auf diejenigen wilden Natursöhne, die zwar in ihrer Heimath geblieben, aber doch aus ihren Gebirgs-Schlupfwinkeln sich in die Ebene haben übersiedeln lassen müssen, verfehlt, und so ist es wohl kein Wunder, dass die traditionelle Feindschaft gegen die Russen auf's Neue emporloderte, als der jetzige Türkenkrieg ausbrach, und dass die jetzt im Türkischen Heere dienenden Tscherkessen die erbittertsten, unversöhnlichsten und grausamsten Feinde der Russen sind.

Zu diesen Bergvölkern gehören zunächst

die Tscherkessen,

das körperlich schönste und edelste Geschlecht aller Bergbewohner. Sie sind grösser, schlanker von Wuchs, weisser von Farbe, als die meisten anderen. Aus ihren mageren, aber schönen Gesichtern, aus ihren Adlernaugen spricht die volle Energie, welche die Signatur des Tscherkessentypus ist. Breite Schultern, schlanker Leib, gewölbte Brust, Leichtigkeit und Adel der Bewegung zeichnen sie alle aus.

Selbst für den Russischen Dichter Puschkine war der Tscherkesse auch in der Zeit des heftigsten Kampfes der Russen gegen die Bergvölker

— — zu Fuss, zu Pferde,
Derselbe stets, dasselbe Bild
Des Unbesiegten, Ungebeugten.

Ihre Kleidung besteht aus einer langen Ärmelweste von leichtem, gewöhnlich weissem Stoffe, einem bis auf die Wade reichenden Rocke von meistentheils dunkler, blauer oder brauner Farbe mit den eigenthümlichen durchgenähten Patronentäschchen auf beiden Seiten der Brust und mit ziemlich weiten Ärmeln, einer runden Mütze mit breitem zottigen Pelzrande aus weissem oder schwarzem Schaffell, Beinkleidern, die bis über das Knie reichen und an die sich ein dunkler Tuchstrumpf schliesst. Ein leichter rother Schuh bekleidet den wohlgeformten Fuss. Ein bis zur halben Wade reichender ärmelloser Mantel aus zottigem Filz schützt gegen Wind und Wetter. Der Kopf wird bis auf ein Büschel auf dem Scheitel rasirt, oder auch nur kurz geschoren; die Bärte werden theils voll getragen, theils

bis auf den Schnurrbart rasirt. Der edle Tscherkesse trug früher auch das Panzerhemd mit stählernen Armschienen und den Stahlhelm, von welchem ein Schuppennetz herabhängt, das nur das Gesicht frei liess. Über das Panzerhemd zog er dann ein kurzes Oberkleid mit halben Ärmeln. Die Tscherkessen gehen stets bewaffnet. Der Säbel (Schaschka) steckt bis zum hakenförmigen Knopf in einer mit Leder überzogenen Holzscheide und wird an einem leichten Gehenk über die Schulter geworfen. An dem mit silbernen Buckeln verzierten, leichten ledernen Leibgurt hängt vorn der breite Dolch, hinten die Pistole. Das Gewehr wird, wenn es nicht in Bereitschaft zu halten ist, in einem Futteral von zottigem Filz so über die Schulter gehängt, dass es auf dem Rücken ruht. Alles ist so eingerichtet, dass nichts klappert oder klirrt.

Prachtvoll machen sich die Tscherkessen in der Escorte des Kaisers von Russland in ihrem Nationalcostüm, das freilich etwas idealisirt sein mag. Bei festlichen Gelegenheiten erscheinen sie in Stahlhelm und Panzerhemd mit einem reich mit Silber galonirten rothen Rocke über letzterem. Diese Tracht und Bewaffnung ist (mit Ausnahme des Panzers, der nur von Edeln getragen wurde) bei Allen dieselbe. Der edle Tscherkesse setzte sogar eine Art Stolz darein, bei einem vernachlässigten, ja zerlumpten Anzuge das edelste Pferd zu reiten und die kostbarsten Waffen zu führen. Auch trug er nie Bedenken, seinen Rock dem ersten besten Armen, der dessen zu bedürfen schien, hinzugeben.

Die Tscherkessen bekannten sich früher zum Christenthum, das ihnen wahrscheinlich zur Zeit der Königin Thamar von Georgien aus mitgetheilt wurde, sind jetzt aber Mohammedaner. Scheich-Mansur, der glühende Prediger des Islams, erschien Ende des vorigen Jahrhunderts unter ihnen, und seine gewaltige Persönlichkeit wirkte gewiss eben so mächtig auf die leicht entzündlichen Gemüther, wie die der Entwicklung eines kriegerischen Geistes so günstige Fassung des Korans. Trotzdem verschwanden die Spuren des Christenthums erst viel später und auch nur beim Adel gänzlich; bei dem Volke sind dieselben, so wie auch heidnische Anschauungen noch heute zu erkennen. Aber auch die Edeln sind weit davon entfernt, Fanatiker zu sein, und selbst der sonst Alles hinreissende Eifer Schamil's, der sie 1839 zum heiligen Kriege entflammen wollte, machte keinen grossen Eindruck auf sie. Sie waren eben zu unabhängig und stolz, um sich irgend eine Verpflichtung, wozu auch immer, auferlegen zu lassen.

Der edle Tscherkesse ist stets zu Pferde und wird als der beste Reiter des Kaukasus gerühmt; aber selbst wenn er vom Pferde steigt, legt er nicht die Waffen ab.

Die Tscherkessischen Frauen sind von Alters her ihrer Schönheit wegen berühmt gewesen, die neueren Reisenden spenden ihnen jedoch nicht ein unbedingtes Lob. Die schönen schwarzen Augen, die von scharf gezeichneten schmalen Brauen überwölbt werden, sind entschieden ihre Hauptzierde; das Gesicht ist jedoch schmal, hat ziemlich markirte Züge und eine leicht bräunliche Färbung. Der Wuchs der Mädchen ist wunderbar schlank, was zum Theil künstlich durch den festgeschnürten Ledergürtel, den die Tscherkessenmädchen bis zu ihrer Verheirathung tragen, erreicht wird. Dabei sind sie im Allgemeinen voll Leben und Geist und grosser Leidenschaften fähig, bis sie die Abgeschlossenheit und Sorge im ehelichen Leben stumpf macht. Eine Leidenschaft weicht jedoch auch dem ertödtenden Einflusse der Abgeschlossenheit und Arbeitsüberbürdung nicht: der Stolz auf den Waffenruhm ihrer Männer. Die Kleidung der Mädchen besteht in einem langen Unterkleide und einem Oberkleide, das dem der Männer gleicht. Den Kopf bedecken sie mit einer Mütze, wie sie die Männer tragen; dieselbe hat jedoch entweder gar keine oder nur eine schmale Felleinfassung. Erst nach der Geburt des ersten Kindes legen sie das weisse Kopftuch und die weiten Beinkleider an, die bei den verheiratheten Frauen Sitte sind.

Die sozialen Verhältnisse der Tscherkessen haben eine dem Europäischen Feudalsystem im Mittelalter ähnliches Gepräge. Ihre Fürsten, die Pschih, leben ganz unabhängig neben einander und haben ihren Vasallenadel, die Usden, unter sich, der ihnen jedoch nur Kriegsdienste zu leisten und zuweilen Vertrauenspflichten zu übernehmen hat. Die Usden haben ihrerseits den geringeren Adel, der aus Freigelassenen hervorgegangen ist, die Tschofokotl, zu Vasallen. Allen dienstbar ist der früher leibeigene, jetzt aber persönlich freie Bauer, Pschilt, der jedoch auch vordem nur auf Grund des Beschlusses einer Versammlung verkauft werden konnte und dessen Stand aus Kriegsgefangenen hervorgegangen war. Mit Ausnahme des Kriegsdienstes, einiger Naturalabgaben und Frohndienste hatte derselbe keine Lasten weiter zu tragen. Diese vier gesellschaftlichen Klassen unterscheiden sich zwar in der Lebensweise nicht sehr von einander, aber trotzdem besteht eine unübersteigbare Kluft zwischen ihnen. Wehe dem Usden, der es wagen sollte, seine Augen zu einer Fürstentochter zu erheben. Der Tod ist die unausbleibliche Folge der Überschreitung der Scheidelinie. In Folge dieser Reinhaltung der Kasten hat sich auch der Tscherkessentypus in seiner ganzen Herrlichkeit nur bei den Fürsten und Edeln erhalten, die sich Alle durch männliche Schönheit, Adel der Haltung und Bewegung und Feinheit in Manieren und Rede auszeichnen. Bei den Tschofokotl und Pschilt findet sich ein

ziemlich gemischter Typus als natürliche Folge der Aufnahme fremder Elemente.

Das Familienleben der Tscherkessen ist orientalisches. Die verheiratheten Frauen leben ziemlich in derselben Abgeschlossenheit, wie überall im Orient. Auch die Kinder bleiben nur bis zu einem gewissen Alter in der Familie und werden dann einem Vasallen zur Erziehung übergeben, der dafür keine andere Entschädigung zu beanspruchen hat, als die Ehre, durch dieses Verhältniss in eine Art von verwandtschaftlicher Verbindung mit der Familie seines Zöglings, besonders mit diesem letzteren, zu treten. Diese Erziehung verhindert natürlich jede Verzärtelung, und der Vasall, der sich einer Vernachlässigung in der Erziehung eines Fürstensohnes, namentlich aber in der Übung desselben in allen ritterlichen Künsten schuldig gemacht, oder einen nicht ebenbürtigen Mann für die seiner Erziehung anvertraute Tochter gewählt hätte, würde zu schwerer Verantwortung gezogen werden. Als ein ganz besonders glückliches Resultat einer vollendeten Erziehung wird es betrachtet, wenn der Zögling so weit gewitzigt worden ist, dass er, nachdem er seinen Erzieher tüchtig bestohlen hat, unbemerkt entweichen kann. Der gewandt und kühn ausgeführte Diebstahl ist bei ihnen eben so wenig ein Verbrechen, wie bei den Spartanern.

Von einer geistigen Ausbildung ist hierbei natürlich keine Rede und die Wenigsten kennen den Gebrauch der Schrift. Wie wäre bei grösserer Entwicklung auch der immer noch bestehende Unfug, dass Eltern ihre Töchter in die Harems von Konstantinopel verkaufen, zu begreifen? Allerdings werden gewöhnlich nur die Töchter der Tschofokotl und Pschilt verkauft, aber es gerathen wohl auch Usdentöchter auf die Sklavenschiffe. Die Tscherkessen sehen in diesem Handel nichts Schimpfliches, und die Mädchen selbst haben durchaus nichts dagegen einzuwenden, in den Harem eines Türkischen Grossen oder gar des Padischah selbst zu gelangen.

Es darf bei solcher Erziehung, solchen Anschauungen nicht befremden, dass alle weicheren Regungen des Gemüths erstickt werden und nur das Grosse, Glänzende Reiz haben kann, das für sie nur in der Auszeichnung im Kampfe besteht. Dieser ist denn auch früher ihre liebste, fast ausschliessliche Beschäftigung gewesen, besonders so lange der Kampf mit den Russen währte. Meist wurden ihre kriegerischen Züge durch das Beutebedürfniss, oft aber auch nur durch den Wunsch nach Abwechslung und Aufregung veranlasst. Das Lied eines ihrer Sänger durfte bei einem Mahle nur den zündenden Funken in die erregbaren Gemüther werfen, und die Sehnsucht nach dem Donner des Gefechts loderte alsbald zur Flamme auf. Sofort wurde dann ein Zug unternommen. Mancher Überfall der die

Kubán-Linie bildenden Kosaken-Abtheilungen war einem solchen erregten Augenblicke zuzuschreiben.

Die Tscherkessen zerfallen in die drei Geschlechter der Adyghé, Kabardiner und Abchasen.

Die *Adyghé*, von den anwohnenden Tataren eigentlich Tscherkessen genannt, sind der edelste Tscherkessen-Zweig. Sie umfassen mehrere, oft als besondere Völker genannte Geschlechter, unter denen folgende hervorzuheben sind: die *Natuchaizen* und *Schapsugen* im westlichen Theile des Kaukasus; die *Abadsechen* auf der Nordseite desselben in den oberen Thälern der linken Kubán-Zuflüsse; die *Besslenei* an den oberen Läufen des Fars und der Kleinen Laba, die *Temirgoi* und *Kemgui* zwischen Kubán und unterer Laba; die *Bscheduchen* an den Flüssen Pschecha und Psekups u. a. Die Adyghé zählen jetzt im Ganzen nur 55.231 Seelen, waren aber früher viel zahlreicher, weil der grösste Theil nach der 1864 erfolgten Unterwerfung des westlichen Kaukasus durch die Russen nach der Türkei ausgewandert ist.

Die *Kabardiner* wohnen in der Stärke von 53.231 Köpfen in der grossen und kleinen Kabarda, erstere westlich zwischen Térek und Malka, letztere östlich am Térek, zwischen diesem und der Ssundscha belegen. Die Kabardiner haben in der Mehrzahl schon 1773 die Oberhoheit Russlands anerkannt und sich seitdem auch enger an Russland angeschlossen. Ein Theil derselben hatte sich jedoch zu den Abadsechen geflüchtet und am unteren Urúp niedergelassen.

Die *Abchasen* wohnen zwischen den Adyghé und Mingreliern und zählen 71.974 Seelen, von denen 64.872 im Militair-Bezirk Ssuchúm, die anderen im Kubán-Gebiet wohnen. Auch sie waren früher zahlreicher und zählten 1830 noch 128.000 Seelen. Fast die Hälfte der Abchasischen Bevölkerung ist nach 1864 nach der Türkei ausgewandert. Auch hier werden verschiedene Geschlechter unterschieden und zwar: die *Ubychen* auf dem Südbhange des Kaukasus, östlich von den Natuchaizen; die *Dshigeten* östlich von den Ubychen; die *Zebeldiner* östlich von letzteren bis zur Grenze Mingreliens; die *Barakai*, die *Bag*, die *Kisilbek*, die *Baschalbai* u. a. auf dem Nordabhange des Kaukasus, an den Quellen des Urúp, der Grossen und Kleinen Lába und des Selentschúk.

Die östliche Gruppe der Kaukasischen Bergvölker umfasst die beiden Hauptstämme der Tschetschenzen und der Lesghier. Dieselben gleichen sich nicht nur in ihrer Lebensweise, sondern haben auch eine ziemlich gemeinsame Geschichte, so dass eine allgemeine Charakteristik für beide ausreichend ist. Die genannte Gruppe bildet einen entschiedenen Gegensatz zu der westlichen. In den wildesten Gegenden des Kaukasus wohnend, theilen sie mit Adlern

und Gemen ihre Wohnplätze in den in schwindelnder Höhe liegenden Aulen, die mit ihren Steinhürmen und terrassenförmigen Dächern sehr verschieden von den ausgebreiteten, mehr ein Nordeuropäisches Gepräge tragenden Dörfern der Tscherkessen sind. Selbst ihr Äusseres zeigt eine grosse Verschiedenheit. Sie sind dunkler von Farbe als die Tscherkessen, und wengleich sie auch mit diesen die Adler-nase gemein haben, sind ihre Züge doch weniger edel; es zeigt sich in denselben vielmehr ein düsterer, unheimlicher Ausdruck. Ihr Wuchs ist zwar auch meist schlank und ihre Haltung stolz, es fehlt ihnen aber die Leichtigkeit und Anmuth, welche die Tscherkessen auszeichnet. Sie sind eben so roh wie die Tscherkessen, dabei aber noch äusserst grausam, besonders gegen ihre Feinde. In ihren unwegsamen Wäldern und Schluchten ist das Pferd kein solches Bedürfniss mehr, wie für den Tscherkessen; dafür sind sie aber unermüdete Fussgänger und unvergleichliche Schützen. Ihre Tracht hat zwar Ähnlichkeit mit der der Tscherkessen, sie haben aber nie Helme und Panzerhemden getragen. In der Tracht der Lesghier fällt jedoch schon mehr der Persische Zuschnitt derselben in die Augen.

Die verheiratheten Frauen stehen in einem ähnlichen Verhältniss wie bei den Tscherkessen, leben jedoch weniger abgeschlossen, und der Mädchenverkauf ist bei ihnen nicht üblich. Raub und Diebstahl waren diesen Menschen zur zweiten Natur geworden, und je kühner und gewandter der Dieb war, desto grösser war der Nimbus, der ihn umgab ¹⁾.

Sie sind alte und echte Mohammedaner. Schon im 8. Jahrhundert begründeten die Araber ihre Herrschaft in Daghestán, und Abu-Muslim verbreitete hier die Lehren des Korans. Die Feindseligkeit zwischen den Russen und den Bergbewohnern des östlichen Kaukasus ist daher fast so alt, wie die zwischen Christenthum und Islam. Schon im 10. Jahrhundert eroberte der Grossfürst Sswjätosslaw einen Theil Daghestán's; im 16. Jahrhundert wiederholten sich die Kämpfe, und Peter der Grosse eroberte fast ganz Daghestán und Schirwán, bis der erwachte Fanatismus der Muselmänner die Russen zwang, die gefährliche Stellung aufzugeben. Heldenmüthig haben diese Hochländer immer gekämpft und so auch ihre Freiheit gegen Schach Nadir zu vertheidigen gewusst. Ein neuer Kampf mit den Russen

¹⁾ Graf Potocki erzählt in seiner „Voyage dans les steppes d'Astrachan et du Caucase“, dass er in Astrachan eine Tschetschenzische Fürstin getroffen hatte, die an einen Russen verheirathet war. Dieselbe langweilte sich furchtbar in einem Lande, in welchem kein Strassenraub getrieben wurde, und erzählte, dass die Fürsten ihres Hauses seit undenklichen Zeiten vom Raube, den sie auf den nach Tiflis und Tarki führenden Strassen verübt, gelebt haben. Um alles in der Welt wollte sie nicht, dass ihre Eltern und Freunde von ihrer Verheirathung mit einem Manne erführen, der nicht vom Raube lebte.

begann erst, als diese das neuerworbene Georgien gegen die Raubeinfälle der Bergvölker und die mohammedanische Propaganda zu schützen hatten. Schon im Jahre 1785 hatte Scheich Mansur den heiligen Krieg gegen die Russen gepredigt, er wurde jedoch ergriffen und nach dem Kloster Ssolowézkoï geschickt. Ein anderer Fanatiker, Mullah Mohammed, proklamierte abermals das Blutgesetz, und unter seinen Nachfolgern Chasi-Mullah und Hamsat-Beg bildete sich der Müridismus¹⁾ aus, welcher den Vernichtungskampf gegen die Russen, die dortigen Vertreter des Christenthums, zum Prinzip erhob. Einen so gut vorbereiteten Boden fand im Jahre 1834 Schamíl. Dieser merkwürdige Mann wurde 1797 zu Himri geboren, zeichnete sich schon in der Jugend durch fanatischen Glaubenseifer, unbeugsamen Willen und hinreissende Beredtsamkeit aus und gehörte zur Müridenschaft Chasi-Mullah's. Er verstand es, sich schliesslich die geistliche und weltliche Oberhoheit über die Völker des östlichen Kaukasus zu erringen, durch musterhafte Verwaltung die Hilfsquellen des sonst armen Landes zu erhöhen, den vereinzelt Stämmen eine militärische Organisation zu geben und sie zu einem einzigen, seinem Willen blindlings hingeebenen Volke zu vereinigen. So hatte ein grosser Theil der Tschetschenzen, welcher seit der Errichtung der Festung Grónsaja durch General Jermólow im Jahre 1818 Russland unterworfen war, nach einigen vergeblichen Revolteversuchen schliesslich ruhig gelebt und sich durch Ackerbau und Handel einen ziemlichen Wohlstand erworben. Schamíl wusste diese Menschen aber so zu fanatisiren, dass sie ihre fruchtbaren Gefilde bei Atschkoy Geschi, Goita und Schaly verliessen, sich in die Wälder zurückzogen und daselbst ein wahres Raubthierleben begannen. Unermüdlich zu Fuss, ausgezeichnet in der Handhabung des Schiessgewehrs, des Säbels und Dolches, wurden sie durch die Naíbs Schamíl's disciplinirt und waren seitdem in ihren von Barrikaden durchschnittenen Wäldern furchtbare Gegner der Russen.

Auch die Lesghischen Awaren, deren Land Russland bis 1843 besetzt hielt, aber wegen unüberwindlicher Schwierigkeit in der Verpflegung aufgab, wurden durch die rücksichtslose Politik des Imams, der zuerst ihre Felder und Fruchtbäume zerstören und sie dann der Masse seiner Bekenner einverleiben liess, förmlich zum Kriege gezwungen.

Der eigentliche Feind der Russen im Kaukasus war übrigens nicht der Mensch, sondern die Natur. Unwegsame Wälder, ein Chaos zertrümmerter Felsmassen, Schluchten,

welche durch ein Dutzend Menschen gegen eine Armee vertheidigt werden konnten, mit einem Worte, Gegenden, die nach Ritter's treffendem Ausdrucke „zu den grossen isolirten Weltburgen für Völker“ gehören, bedingten eine so mannichfaltige Art der Kriegführung, dass z. B. in der Tschetschnjá erst die Wälder vermittelst Sprengung der Bäume sammt den Wurzeln durch Pulver ausgerottet werden mussten. Wie oft kamen die Russen mitten im tiefsten Schweigen der Natur an ein Défilé, in dessen Nähe keine Spur vom Feinde zu entdecken war. An der schwierigsten Stelle ertönte dann plötzlich der Müridengesang „La illaháh il Allah“, dessen tiefe Kehllaute einen um so unheimlicheren Eindruck machen mussten, als sie stets nur die unmittelbaren Vorläufer von Tod und Verderben waren. Denn unmittelbar darauf prasselten die Schüsse hinter jeder Fels-ecke hervor. Diese ermüdende, von Seiten der Bergvölker mit raffinirter Grausamkeit gepaarte Art der Kriegführung hat Russland schwere Opfer gekostet und die Ausdauer und den Muth der Soldaten auf harte Proben gestellt. Ein gründlicher Kenner der dortigen Verhältnisse, der den Kaukasischen Krieg ganz in der Nähe gesehen, Graf Solohub, sagt in seiner Schrift „Le Caucase dans la question d'Orient“: „Pour le Lesghien ou le Tschetschène la guerre est un assassinat, pour le Circassien elle est un sport“, und er charakterisirt damit treffend genug die bestehende Verschiedenheit.

Durch die Gefangennehmung Schamíl's im Jahre 1858 wurde dem Kriege ein Ende gemacht, und der ganze östliche Kaukasus sollte zur Ruhe gelangen. Allmählich kehrte ein geregelt Leben ein, und die einst so wilden, blut- und beutegierigen Menschen schienen ruhige Ackerbauer werden zu wollen. Allerdings hatten dieselben mit grossen Schwierigkeiten zu kämpfen, um ihrem zerklüfteten Lande einen Ertrag abzuringen; denn Felder und Wiesen befinden sich oft auf so steilen Abhängen, dass eben nur der Fuss eines Hochländers darauf haften kann. Ihre einheimische Justizpflege war ihnen einstweilen verblieben, und ihre Streitigkeiten wurden von einheimischen Richtern nach dem Adat und dem Schariat entschieden.

Auch die Hochländer im östlichen Kaukasus zerfallen in eine Menge von Gesellschaften, die lange als besondere Völker mit verschiedenen Namen bezeichnet wurden. Dass in dem gebirgigen, von tiefen Schluchten zerrissenen Lande die einzelnen Familien eines Volkes sich entfremdeten, durch Bündnisse mit benachbarten anderen Familien sich erweiterten, dass die Sprache in der Abgeschlossenheit, welche die Gestaltung des Bodens bedingte, in verschiedene Dialekte zersplitterte, die sich eigenartig weiter entwickelten, und dass sich schliesslich eine Menge neuer Familien mit eigenen Namen bildete, ist erklärlich genug. Aber auf einem solchen

¹⁾ Müriden nannte man anfangs nur die Chasi-Mullah wie eine Leibwache umgebenden Fanatiker, die sich dem Kampfe für den Glauben gewidmet und wirklich auch durch glänzende Heldenthaten ausgezeichnet hatten; später wurde dieser Name elastischer und umfasste alle Kämpfer für den Glauben.

Gewirre von Namen eine Ethnographische Klassifikation aufzubauen, ist nicht nur schwierig, sondern unmöglich, trotzdem aber vielfach versucht worden. Es kann hier nur eine streng wissenschaftliche linguistische Forschung entscheiden. Die bereits erwähnten Arbeiten der Akademiker Sjögren und Schiefner und des Barons v. Uslar sind auch hier epochemachend gewesen. Letzterer hat namentlich dazu beigetragen, die Annahme von den Hunderten verschiedener Völker zu beseitigen. Nachdem er die Sprache der Tschetschenzen erforscht, studierte er die mehrerer Völker in Daghestán, so dass jetzt drei Fünftel derselben bekannt sind. Es ergibt sich, dass diese Sprachen nicht nur in phonetischer und lexikalischer, sondern auch in grammatischer Beziehung nahe verwandt sind. Aber da noch manches Unerforschte übrig bleibt, ist eine Klassifikation auch jetzt noch unmöglich. Wir beschränken uns daher auf allgemeine Angaben.

Am deutlichsten unterscheiden sich die beiden Stämme der Tschetschenzen und Lesghier, jene östlich, diese westlich vom Andi-Gebirge wohnend.

Die *Tschetschenzen*, von den Georgiern Kisten und von den Lesghiern Mizdscheghen genannt, während sie sich selbst Nachtschuoí nennen, zählen im Ganzen 138.817 Seelen. Die Hauptmasse sitzt ziemlich kompakt in der ehemaligen Tschetschnjá östlich vom oberen Térek und südlich von der Ssúndsha, in den Kreisen Grósnaja, Wladivoszók, Wedén, Argún und Chassáw-Júrtowskoje des Térek-Gebietes, ein kleiner Theil von 1347 Individuen in den Kreisen Dusché und Teláw des Gouvernements Tifís und ein noch kleinerer Bruchtheil von 548 Seelen im Kreise Andi des Gebietes Daghestán.

Die vorzüglichsten Geschlechter, die mit besonderen Namen unter ihnen auftreten, sind die *Inguschen* (Galgai, Halha), die sich selbst Lamuren nennen, an der Kambiléika und Ssúndsha; die Karabulaken (Arschte) östlich von jenen; die *Tschetschenzen* im engeren Sinne, östlich von letzteren; die *Itschkeriner* noch weiter östlich bis zur Grenze Daghestáns und die *Thusch* im Süden der Hauptkette an den Quellen des Alasán.

Die *Lesghier*, denen die Russen bei ihrer ersten Bekanntschaft den ihnen von den Kumúken überkommenen Namen Tawliner geben, sind noch mehr zersplittert und haben früher eine noch buntere Nomenclatur von verschiedenen Völkern aufzuweisen gehabt. Sie zählen gegenwärtig 460.475 Seelen. Die Hauptmasse (356.961 Seelen) sitzen im Gebiet Daghestán und zwar in allen Kreisen derselben. Ein nicht unbeträchtlicher Theil hat das Gebirge überschritten und befindet sich jetzt, 48.005 Seelen stark, in den Kreisen Kubá und Schemachá des Gouvernements Bakú, in der Stärke von 14.155 Köpfen in dem zum Gou-

vernement Tifís gehörigen Bezirk Sakatály und in 5784 Seelen im Kreise Nuchá des Gouvernements Jelissawetpól. In den Bezirken Georgiéwsk und Chassáw-Júrtowskoje des Térek-Gebietes leben noch 35.142 Lesghier, von denen auch noch 428 nach den Kreisen Sstáwropol, Pjätigórsk und Nowogrigoriéwsk des Gouvernements Sstáwropol versprengt worden sind.

Die bedeutendsten Geschlechter der Lesghier sind die *Awaren*, deren Sprachgebiet sich von dem südlich von Akssá hinziehenden Gebirgszuge bis zum Flusse Ssamúr erstreckt; die *Kasikumuchen* (nicht zu verwechseln mit den Tatarischen Kumúken im östlichen Theile des Térek-Gebietes), die sich selbst Laken nennen, von den Awaren Tumul genannt werden und im Herzen des Gebietes Daghestán in den Quellgegenden der verschiedenen Koissú, ostwärts bis zu den Vorbergen von Tabassarán wohnen; die *Akuscha* zwischen dem Koissú, dem oberen Laufe des Mánas und den Quellen des Buám; die *Küriner* im südöstlichen Daghestán; die *Uden*, die schon Plinius unter dem Namen der Udini bekannt gewesen zu sein scheinen, jetzt aber auf die Bevölkerung einiger Dörfer im Kreise Nuchá (Gouvernement Jelissawetpól) herabgesunken sind. Die *Kubetschi* im Bezirk Kaitago-Tabassarán wurden gleichfalls lange für ein besonderes Volk, sonderbarer Weise von Vielen für ein Volk fränkischer Abkunft, gehalten, bis der Russische Akademiker Dorn 1872 nachwies, dass sie eine Lesghische Mundart sprechen. Die Geschichte erwähnt ihrer schon zur Zeit Chosroës I. Nuschirwan's, also im 6. Jahrhundert unserer Zeitrechnung. Ihren Namen haben sie auch von den Persern; derselbe bedeutet so viel wie Panzermänner, weil sie berühmt in der Anfertigung von Waffen waren. Auch ältere Arabische Schriftsteller berichten über sie. In neuerer Zeit wurden sie nicht erwähnt, bis Gerber, Wolf und Reineggs sie wieder aus dem Dunkel hervorzogen. Sie sind noch immer geschickte Waffenschmiede, deren Arbeiten sich besonders durch die äussere Ausstattung auszeichnen, während die Bergbewohner den inneren Eigenschaften derselben kein grosses Vertrauen schenken.

Nach der Unterwerfung des östlichen Kaukasus liessen die Russen die kleinen einheimischen Fürsten im Besitze ihrer Macht, weil sie ihnen als Gegengewicht gegen die mohammedanische Propaganda nützlich waren. Man stellte ihnen nur Offiziere als Gehülfen an die Seite, und diese wurden allmählich die Organe der vollziehenden Gewalt. Da die Fürsten aber das Volk nach Asiatischer Weise zu bedrücken fortfuhren, musste mit ihnen aufgeräumt werden. So wurde der Khan der Awaren 1863, der der Küriner 1865, der Herrscher von Kaitago-Tabassarán und der Khan von Mechtúli 1867 und der Schamechal von Tárki 1868 beseitigt.

Eine Abtheilung allerdings mit grosser Auswahl angeworbener Lesghier dient in der berittenen Eskorte des Kaisers von Russland. Zur Parade erscheinen sie in einer blauen Ärmelweste, in einem rothen Rocke mit geschlitzten herabhängenden Ärmeln, in blauen Beinkleidern, die in den Stiefeln stecken, Alles reich mit Silber galonirt. Dazu tragen sie die spitze Persische Mütze von schwarzem Lämmerfell. Die Zäumung und Sattelung ihrer Pferde ist von ganz orientalischem Zuschnitt. Ähnlich ist die zu derselben Eskorte gehörige Abtheilung uniformirt, die einfach unter dem Namen „Muselmänner“ auftritt.

Was im Übrigen die militärische Verwendbarkeit der den Kaukasus bewohnenden Völker betrifft, so ist dieselbe nach Herrn Rittich insofern beschränkt, als diese Völker, trotz ihres kriegerischen Sinnes, nur in der engsten Verbindung mit Russischen Soldaten Nutzen bringen könnten und die Bildung eines besonderen Truppentheils aus Bergvölkern allein in keiner Hinsicht zu empfehlen wäre. Wie richtig dieses Urtheil ist, haben die Ereignisse der letzten Zeit be-

wiesen. Die alte Feindseligkeit hat doch nicht so schnell getilgt werden können, als man gehofft hatte. Der unter der Asche fortglimmende Funke des Hasses loderte zur hellen Flamme empor, als der Krieg zwischen Russland und der Türkei ausbrach. Nicht nur, dass die in der Türkischen Armee dienenden Kaukasischen Bergvölker, gewöhnlich mit dem Kollektivnamen „Tscherkessen“ bezeichnet, obgleich sehr verschiedenen Stämmen angehörig, die unbarmherzigsten und grausamsten Feinde der Russen sind, auch im Kaukasus selbst gelang es den Türkischen Emissären nur zu leicht, unter Schürung des religiösen Fanatismus den Aufstand anzufachen.

Neben den hier genannten bewohnen noch mehrere andere Völker die Kaukasus-Länder. Der Ursprung derselben ist aber allgemein bekannt, da sie entweder der grossen Europäischen Völkerfamilie angehören oder doch Repräsentanten in derselben haben. Wir verweisen daher in Betreff dieser Völker auf das IV. Heft der „Mittheilungen“ 1877, S. 142 und 143, und auf die diesem Artikel beigegebene Tabelle.

Kaukasus-Länder.

Gouvernements, Gebiete &c.	Mittelländische Race.												Mongol. Race.			Summa.				
	Indo-Germanischer Stamm.						Kaukasischer Stamm.						Uralisch-Altaiischer Stamm.							
	Slawische Gruppe.	Griech. Gruppe.	German. Gruppe.	Iranische Gruppe.			Kartwelische Gruppe.	Westliche (Tscherkess.) Gruppe der Kaukasier.			Östliche Bergvölker.	Semitischer Stamm.	Mongol. Gruppe.	Tatarische Gruppe.						
				Russen.	Griechen.	Deutsche.		Taten.	Armenier.	Kurden.				Oseten.	Georgier.		Min-grelier.	Alyghé und Kabardiner.	Abchassen.	Lesghier.
Sstáwropol	364803	1536	2634	163	5410	—	—	—	188	—	—	—	—	428	—	1182	10850	—	87829	477694
Kubán-Gebiet	525057	810	2016	—	3164	—	—	—	—	64529	7102	—	—	—	—	522	—	1002	—	604322
Térek-Gebiet	158004	450	730	—	9950	—	49444	—	—	43996	—	35142	136922	1627	3164	3634	30422	473485	473485	
Geb. Daghestán	6777	—	—	1752	—	—	—	—	—	—	—	356961	548	5368	—	20652	51965	444023	444023	
Militär-Bez. Ssuchúm	—	—	—	—	—	—	—	—	—	490	64872	—	—	—	—	—	—	—	65362	65362
Tiflis (incl. Bezirk Sakatály)	10323	6042	2215	—	73980	656	23974	398125	—	—	—	14155	1347	3002	24740	52798	—	—	611357	
Bakú	13788	—	—	62886	69933	—	—	—	—	—	—	48005	—	1006	—	293314	—	—	488932	
Jelissawetpól	9120	129	1281	—	172557	—	—	—	—	—	—	5784	—	1643	—	330326	—	—	520840	
Eriwan	12103	901	—	—	215209	22576	—	—	—	—	—	—	—	—	—	167203	—	—	417992	
Kutais	2117	—	—	—	669	—	2491	343628	214342	—	—	—	—	2272	—	—	—	—	565519	
Bezirk vom Schwarzen Meere	17518	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	17518	
Summa	1119610	9868	8876	64801	550872	23232	75909	741941	214832	108535	71974	460475	138817	16622	38754	868929	170216	4687044		

¹⁾ Darunter 2332 Polen im Gouvernement Sstáwropol. — ²⁾ Darunter 51222 Talyschiner im Gouvern. Bakú. — ³⁾ Darunter 9111 Suaneten im Gouvern. Kutais. — ⁴⁾ Darunter 55231 Adyghé im Kubán-Gebiet. — ⁵⁾ Darunter 71968 Kumücken, 95041 Nogaier und 3207 Turkmenen und zwar im Gouvern. Sstáwropol 84622 Nogaier und 3207 Turkmenen, im Térek-Gebiet 21994 Kumücken und 8428 Nogaier, im Gebiet Daghestán 49974 Kumücken und 1991 Nogaier. — ⁶⁾ Darunter 485 Schotten (German. Gruppe), 285 Zigeuner (Iran. Gruppe) und 1901 Esten (Ural-Alt. Stamm) im Gouvern. Sstáwropol, ferner 120 Letten (Litauische Gruppe) im Kubán-Gebiet, zusammen 2791 Individuen, die nicht speziell angegeben sind.

II. Hyperboreer oder Arktiker.

Eine ganz gleiche Bewandniss wie mit den im äussersten Südwesten Asiens lebenden Völkern hat es mit denen im äussersten Nordosten; auch diese sind dem Ursprunge nach vollständig unbekannt. Wir wenden uns zunächst zu

den von fürchterlichen Wintern und endlosen Nächten heimgesuchten arktischen Regionen. Hier leben
die Hyperboreer oder Arktiker,
 allein ihrer Wohnplätze wegen so benannt, da für sie weder

eine bekannte Race, noch ein Stamm, noch eine Gruppe zu ihrer näheren Charakterisirung angegeben und nur gesagt werden kann, dass sie zu den Euthycomi zu zählen sind. Es gehören hierher die Tschuktschen, Korjaken, Kamtschadalen, Jukahiren, Ainos, Giljaken und Jenissei-Ostjaken.

Allen diesen Völkern hat das Leben in der polarischen Natur ein sehr ähnliches Gepräge aufgedrückt. Sie sind meist klein, aber stark gebaut, haben kleine Hände und Füsse, einen unverhältnissmässig grossen Kopf, ein breites und plattes Gesicht, in welchem die Wangen einen sehr grossen Raum einnehmen. Das Haar ist schwarz und struppig, die kleinen tiefliegenden Augen sind ohne Feuer und Leben. Der Einfluss der Kälte, welcher das Wachsthum hemmt und einen langsameren Blutumlauf erzeugt, lähmt natürlich auch die Entwicklung ihrer geistigen Fähigkeiten. Bei dem gänzlichen Mangel an Vegetation in ihrer Heimath sind sie ausschliesslich auf animalische Nahrung angewiesen, aber auch diese in ausreichender Menge sich zu verschaffen, wird ihnen bei der Ungunst aller Verhältnisse oft schwer genug. Auf diese Weise fliesst das Leben des Polarmenschen meist im schweren Kampfe um die nothwendigsten Lebensbedürfnisse dahin, so dass er zuletzt geradezu unempfindlich für Freude und Leid wird und sich glücklich schätzt, wenn ihn und die Seinigen nicht der Hunger heimsucht.

Es ist daher kein Wunder, dass einige dieser Völker nur noch in geringer Anzahl vorhanden, andere, von denen frühere Forscher zu berichten wussten, bereits ausgestorben sind, wie z. B. die Omóken, die einst ein ziemlich zahlreiches Fischervolk an der Kolýma waren, und die nomadisirenden Schelágen, deren Namen sich noch im Scheláskoi-Kap erhalten hat. Das bedeutendste und kräftigste der dort noch lebenden Völker sind

die Tschuktschen,

die sich selbst Tschauktus, d. h. Leute, nennen. Sie wohnen in der äussersten Nordostecke Asiens, die im Süden und Westen durch den Anadýr und eine Linie von diesem Flusse bis zum Kap Scheláskoi begrenzt wird. Ihr Gebiet muss sich jedoch früher weiter nach Westen ausgedehnt haben, da die Namen der Grossen und Kleinen Tschukótschja, die sich von Westen her in die Kolýma-Bucht ergiessen, jedenfalls von ihnen herrühren. Übrigens nomadisiren sie auch jetzt noch weit nach Süden hinunter, in die reichen Moostundren der Korjaken, bis zu einer Linie vom Kap Oljútorski zu den Quellen der Penshiná, ja bis auf das linke Ufer des mittleren Kolýma-Laufes. Die klimatischen und Boden-Verhältnisse sind die traurigsten. Nur Moose und Flechten bringt das Land hervor, und im ganzen Jahre sind es nur einige Nächte, in denen es nicht friert. Ende Juli stellt sich ein schwacher Versuch des Frühlings ein, und dann beleben auch einige Vögel, die für kurze Zeit hierher

kommen, die Öde der Tundra mit ihrem Gesange. Gegen Ende August tritt aber wieder der härteste Winter in seine Rechte. Von Landthieren sind nur Renthiere, Wölfe und schwarze Bären zu finden. Ein noch entsetzlicheres Bild bietet die Meeresküste. Schwarze Felszacken starren aus dem Eise hervor, das in unüberschbaren Massen das Meer bedeckt. Grauen erregend wirkt hier ein Sturm, der die Eisdecke bricht und einen Kampf der Wogen und Eismassen erzeugt, wie er entsetzlicher nicht gedacht werden kann. Allerdings hat dieser furchtbare Ernst der Natur den Tschuktschen lange Zeit ihre Unabhängigkeit bewahrt, und erst der Mangel an Moos für ihre Renthierheerden zwang sie, die Russen zu bitten, sie auf das linke Ufer der Kolýma übertreten zu lassen und sie unter ihren Schutz zu nehmen.

Die Tschuktschen haben in ihrem Äussern etwas sehr Abweichendes von den übrigen Völkern des hohen Nordens. Sie sind meist von mehr als mittlerer Grösse; der Schädel ist an den Seiten häufiger zusammengedrückt als rund, der Hinterkopf stark ausgebildet, das Gesicht oval, die Stirn proportionirt; die Augen sind gewöhnlich dunkel, liegen nicht gerade tief und in gerader Linie und werden von starken, hochgewölbten Augenbrauen überschattet; die Nase ist stark, bei den Männern oft gebogen, der mässig grosse Mund hat lebhaft gefärbte Lippen, von denen die obere nicht selten über die untere hervorragt; der Bart ist schwach, das Kinn rund. Die Hautfarbe spielt ins Gelblich-Braune, doch schimmert namentlich bei jüngeren Personen ein frisches Roth auf den Wangen hindurch. Im Allgemeinen ist ihre Erscheinung eine angenehme, und ihre stolze Haltung und ihr freier Blick zeichnen sie so sehr vor den anderen arktischen Völkern aus, dass man sie mit einigem Rechte für die in verhältnissmässig späterer Zeit eingewanderten Eroberer hält, welche die Eingeborenen von der Eskimorace bis an die Bering-Strasse hinaufgedrängt haben. Ob sie aber mit den Indianern Nord-Amerika's verwandt sind, wie Einige vermuthen, ist durchaus zweifelhaft. Die Frauen sind im Allgemeinen klein, aber voll, haben mehr runde und platte Gesichter und stumpfe Nasen; auch sind sie weisser von Farbe als die Männer. Überhaupt erinnert ihr Äusseres an den Eskimo-Typus, was wohl auch die Annahme bestätigen dürfte, dass die Tschuktschen später eingewanderte Eroberer sind, die sich mit den Eingeborenen vermischt haben. Die verheiratheten Frauen tätowiren sich zuweilen das Gesicht. Sie fangen damit gleich nach der Verheirathung an und fügen jedes Jahr ein Paar neue Linien hinzu. Die Männer bringen die Tätowirung dagegen mehr an den Armen und der Brust an.

Die Grundzüge im Charakter der Tschuktschen sind Freundlichkeit und Biederkeit. Dabei sind sie arbeitsam

und so gastfrei, dass sie dem Gaste das Beste, oft ihren letzten Vorrath vorsetzen und ihm eine ihrer Nebenfrauen zur freiesten Verfügung stellen. Sie sind zwar im Allgemeinen friedlich, doch haben sie ihre Freiheit stets tapfer zu vertheidigen gewusst. Namentlich erfüllte sie das erste Vorrücken der Russen mit ernster Besorgniss für ihre Unabhängigkeit, und sie widersetzten sich demselben mit grosser Energie. So konnte sich denn auch die 600 Mann starke Besatzung des Forts Anadýr nicht gegen sie halten und musste das Fort schliesslich aufgeben. Dieser Widerstand, der freilich nicht immer ohne Härte zu leisten gewesen sein mag, liess bei den Russen die irrige Ansicht entstehen, dass sie ein wildes, grausames Volk seien, das sind sie aber keineswegs.

Ihre wenigen Bedürfnisse befriedigen ihre Renthierheerden, die ihnen Kleidung, Wohnung und Nahrung liefern. Ihre Kleidung besteht aus Stiefeln von Renthierbeinfellen, Beinkleidern, die mit der rauhen Seite nach innen getragen werden und einem nach aussen und innen rauhen Rock, über welchen sie noch zwei bis drei hemdartige Gewänder aus den Eingeweiden der Seelöwen oder Walrosse ziehen. Die oberen Kleidungsstücke werden mit einem Gürtel umschlossen und sind mit einer Kapuze versehen, die im Freien bei grosser Kälte über den Kopf gezogen wird. Im Sommer ist ihr Anzug leichter und besteht meist aus Leder. Dieses und alle mit der Fleischseite nach aussen getragenen Fellkleider sind mit Birkenrinde roth gefärbt. Die Tracht der Frauen gleicht wie bei allen Polarvölkern der der Männer, ist nur zierlicher und geschmückter. Beide Geschlechter haben jedoch bereits vielfach die Russische Tracht angenommen. Die Männer scheeren das Haupt und lassen nur einen Kranz von Haaren, oft auch noch ein Büschel auf dem Scheitel stehen; die Frauen flechten das Haar zu zwei Zöpfen zusammen, die an der Seite herabhängen.

Die Waffen der Tschuktschen sind von sehr primitiver Art. Sie führen Spiesse, Bogen mit Pfeilen und lange schwere Messer. Flinten sind noch selten bei ihnen. Anfangs verhinderte das Verbot der Russen, dann die Theuerung des Pulvers die Einführung derselben.

Die Tschuktschen nomadisiren mit ihren Renthierheerden, die oft mehrere Tausende von Köpfen zählen, bis zu Ende des Winters in den Tundren und leben in Zelten von Renthierfell. Im Frühlinge werden die Heerden einzelnen Hirten übergeben und in die Berge getrieben; die anderen Männer ziehen an die Flüsse und an den Strand des Eismeeres, um Fischerei und nebenbei Jagd zu treiben. Ausserdem beschäftigen sie sich in dieser Zeit mit einem lebhaften Tauschhandel mit den Namollo und anderen benachbarten Stämmen, die mit den Amerikanischen Völkern in Verbin-

dung stehen. Später vertauschen sie ihre Waaren gegen die Artikel, welche die Russen ihnen auf den Jahrmärkten an der Kolýma, am Anadýr, besonders aber auf dem auf einer Insel des Anjúi beim Fort Ostrownóje abgehaltenen anbieten. Zu letzterem kommen alle Stämme der ziemlich weit bemessenen Umgegend: Jukahiren, Tungusen, Jakuten und Tschuktschen, welche letztere hier als Vermittler des Handels zwischen Nordost-Asien und Nordwest-Amerika eine nicht unbedeutende Rolle spielen. Aus dem fernen Nordosten kommen dieselben nach einem 5 bis 6 Monate dauernden Marsche mit Frauen und Kindern, Waffen und Wohnungen auf ihren Renthierschlitten daselbst an. Ihre Karawanen bestehen aus etwa 300 bis 350 Köpfen, darunter 100 bis 150 bis an die Zähne bewaffnete Männer. Ihre von den Amerikanischen Stämmen bezogenen Waaren bestehen in Fellen von schwarzen und grauen Füchsen, Luchsen, Vielfrassen, Flussottern, Bibern, Mardern und Bären, aus Walrosszähnen und Riemen aus Walrossfell; ihre eigenen sind nur Seehundsfelle, gedörrtes Renthierfleisch, Schlittenkufen von Walrossrippen und Kleidungsstücke aus Renthierfell. Die Russischen Kaufleute bringen Tabak, eiserne Geräte, wie Kessel, Beile, Messer, Scheeren, Nadeln &c., Schüsseln und Schalen von Blech, Kupfer und Holz, Fingerhüte, bunte Tücher, Bänder, Glasperlen u. dergl. Branntwein, den die Tschuktschen leidenschaftlich lieben, kann — konnte wenigstens früher — nur heimlicher Weise in den Handel kommen, da der Verkauf desselben an die Tschuktschen verboten war. Thee und Zucker, auf Kamtschatka bereits beliebte Artikel, werden von den Tschuktschen wenig gekauft. Eigenthümlich ist es, wie hier die verschiedenen Sitten der Völker zu Tage treten. Die Tschuktschen stehen im Schmuck ihrer Waffen in unerschütterlicher Ruhe und Schweigsamkeit an ihren Schlitten; den Hintergrund bilden die Renthier-Zelte mit der ganzen übrigen Nomadenausrüstung. Den grössten Kontrast mit ihnen bilden die Russischen Kaufleute in ihrer den civilisirten Menschen eigenen Erregbarkeit, die sie ihre Waaren mit grosser Aufregung und Schwatzhaftigkeit anbieten lässt.

Die Zelte der Tschuktschen bestehen aus einem kegelförmigen Stangengerüst, dessen unterer Theil auf eingeschlagenen Pfählen ruht, und das im Sommer mit glattem Renthierleder, im Winter mit rauhen Fellen derartig umhüllt wird, dass nur oben ein Rauchloch bleibt. Im Innern, das ungefähr 4 bis 6 Faden im Durchmesser hat, befinden sich die eigentlichen Wohnzelte (Pologi) und der über einem Feuer hängende Kessel. Die Pologi sind nichts Anderes als doppelte Säcke aus rauhen Renthierfellen, welche durch hineingestellte Stäbe die Form eines Kastens von 6 bis 8 F. Breite, 5 F. Höhe und 10 bis 12 F. Länge erhalten und keine andere Öffnung haben, als diejenige, welche durch

den nicht eingenähten Zipfel einer Ecke gebildet wird, den man beim Hineinkriechen aufhebt und dann auf das Sorgfältigste wieder untersteckt. Im Innern des Pologi brennt in einem Topfe ein Büschel dürrer Mooses in Walfischthran, und hierdurch wird in dem fast hermetisch verschlossenen Raume eine solche Hitze erzeugt, dass die Bewohner darin, trotz der furchtbarsten Kälte draussen, fast nackt sitzen können. Oft stehen in einem Zelte mehrere solcher Pologe für verschiedene Familien, oder für die einzelnen Frauen mit ihren Kindern. Baron von Wrangell schildert in der Beschreibung seiner 1820 ausgeführten Reise längs der Nordküste Sibiriens und auf dem Eismeere¹⁾ den Besuch, den er während des Jahrmektes in Ostrownoje einem der reichsten und angesehensten Stammesältesten in seinem Pologi gemacht. Er erzählt, dass er in der erstickenen Atmosphäre des luftdichten Kastens, in dem ihn sechs fast nackte Männer und Frauen mit schallendem Gelächter wegen seiner Ungeschicklichkeit beim Hereinkriechen und der Angst in seinen Zügen empfingen, umzukommen geglaubt habe, und dass er ungeachtet der äusserst kurzen Dauer seines Besuches den Geruch in seinen Kleidern trotz alles Lüftens und Klopfens erst nach mehreren Tagen losgeworden sei. Die robuste Konstitution der Tschuktschen wird jedoch selbst durch eine solche Lebensweise, welche alle bei civilisirten Völkern herrschenden Begriffe von Hygiene auf den Kopf stellt, nicht beeinträchtigt, sie bleiben gesund und frisch und erreichen ein hohes Alter.

Die Nahrung der Tschuktschen ist ganz animalisch. Die gewöhnlichste Speise ist gekochtes Renthierfleisch, das mit Seehundsfett oder Thran übergossen wird; das Fleisch der Eisbären und das unter der Haut der Walfische liegende Fett, das roh genossen wird, sind ihre Leckerbissen. Fleischbrühe wird nur kalt und mit Schnee vermisch als Getränk genossen und vermittelst kleiner Röhren eingeschlürft. Sie geniessen übrigens alle ihre Speisen kalt und ohne Salz; als Dessert dient ihnen gewöhnlich eine Hand voll frischen Schnee's. Dabei sind sie leidenschaftliche Raucher, und die Pfeife ist ihr vorzüglichster Luxusartikel.

Viele Tschuktschen sind wenigstens dem Namen nach Christen, aber der Sache nach, ob getauft oder nicht, echte Schamanische Heiden. Die Petersburger Bibelgesellschaft hat zwar die Gebote, das Vaterunser, die Glaubens-Artikel und Einiges aus den Evangelien ins Tschuktschische übersetzen und, da keine Schrift existirt, mit Russischen Buchstaben drucken lassen; aber die vielen Schnarr-, Zisch- und Krächzlaute waren so schwer wiederzugeben, und die nur für die materiellsten Beziehungen ausreichende Sprache hatte so wenige Wörter zur Bezeichnung abstrakter Begriffe, dass

¹⁾ Herausgegeben von Professor C. Ritter. Berlin, 1839.

diese Übersetzungen ziemlich unverständlich sind. Übrigens erinnern die in der Tschuktschen-Sprache häufig wiederkehrenden Endungen pl, krl, tschl &c. an das Alt-Mexikanische.

Die Tschuktschen verehren als obersten Herrn der Schöpfung einen guten Gott (Agapl), der aber in seiner unendlichen Güte nicht strafen mag, sich daher den Menschen gegenüber ziemlich passiv verhält und dieselben der Willkür der bösen Geister überlässt. Ihr ganzer Kultus bezieht sich daher auch auf diese, deren Zorn sie durch allerlei Opfer zu beschwichtigen suchen. Besonders wird der Wolf für einen Diener der bösen Geister gehalten; derselbe steht deshalb in grossem Ansehen bei ihnen und darf nicht geschossen, sondern nur erschlagen werden.

Die Frauen nehmen bei den Tschuktschen eine viel geachtete Stellung als bei anderen Nordischen Nomaden-Völkern ein. Es herrscht bei ihnen zwar auch die Vielweiberei, aber Eine der Frauen ist gewöhnlich die eigentliche Herrin, während die anderen mehr als Arbeiterinnen verwendet werden. Es ereignet sich auch wohl, dass die Frau die wirkliche Gebieterin im Namet wird, und obgleich ihr der Pantoffel als Kleidungsstück unbekannt ist, handhabt sie ihn in dieser Beziehung doch mit grosser Fertigkeit.

Bei der Verheirathung finden keine besonderen Ceremonien Statt; der Freier hat jedoch dem Vater der Erwählten Geschenke darzubringen und eine Probezeit zu überstehen, die zwei, fünf, ja zehn Jahre dauern kann, und während welcher er die schwersten Arbeiten, Renthierhüten, Holzschleppen &c., zu verrichten hat. Diese eigenthümliche Sitte ist wohl auch Ursache, dass die Polygamie seltener ist, als man glauben sollte.

Nach der Geburt eines Kindes wird ein Renthier geopfert und dem Neugeborenen, gleichviel ob Knabe oder Mädchen, werden Geschenke von Renthieren dargebracht, die ihm mit allen ihren Nachkommen für immer verbleiben. Das Kind bleibt in einem Fellsacke, bis es kriechen kann, und wird dann in Felle eingenäht, die nur gewechselt werden, wenn das Wachstum es erfordert. Im sechsten Jahre erhält es die seinem Geschlechte zukommende Kleidung und wird dann auch schon zu allerlei Dienstleistungen angehalten.

Ist ein Tschuktsche erkrankt, so wird mit Anrufen und Beschwören der bösen Geister und allerlei landesüblichen Mitteln eingeschritten. Bleibt alles das und schliesslich auch die Zauberei der Schamanen wirkungslos, so erfordert es alte Satzung, dass der Kranke sich selbst tödte, oder eine Freundeshand ihm diesen Liebesdienst leiste, damit er nicht den bösen Geistern anheimfalle, sondern zum guten Gott komme. Die Leiche wird darauf unter Opferung von

Renthieren verbrannt. Mit dem Rauche steigt dann die Seele zum Himmel empor. Die zum Opfer und zum darauf erfolgenden Schmause geschlachteten Renthier findet der Verstorbene in seiner Heerde im Himmel wieder.

Die Verfassung der Tschuktschen ist ganz patriarchalisch. Die Jurtenbesitzer wählen einen Ältesten, der sich als oberster Richter und Rathgeber eines hohen Ansehens erfreut. Ihre Gesetze sind strenge. Lüge, Betrug und Diebstahl werden mit Schlägen bestraft. Ist ein Mädchen unkeusch gewesen, so kann sie der Vater, dem allein das Recht der Bestrafung zusteht, ohne weiteres erschossen. Eine Frau kann wegen Untreue oder auch leichterer Vergehen sofort verstossen werden, muss aber die Renthier, die sie mitgebracht, zurückerhalten. Verstossene Frauen und Wittwen finden übrigens leicht wieder Männer, da der Freier ihretwegen keine Probezeit zu übernehmen hat.

Als ein Kennzeichen der höheren Bildungsfähigkeit kann auch der Umstand gelten, dass bei den Tschuktschen verschiedene Belustigungen, wie Kampfspiele, Wettlaufen der Menschen, Wettfahrten mit Renthierschlitten und Tänze, üblich sind, von denen die meisten anderen Polarmenschen nichts wissen.

Diejenigen Tschuktschen, welche ihre Renthier verloren, oder aus irgend einer anderen Ursache dem Nomadenleben entsagt haben, leben am Strande des Eismeerer von Fischerei und Jagd. Eine solche veränderte Lebensweise übt aber den nachtheiligsten Einfluss. Denn da diese Menschen in Folge eines schlechten Ergebnisses ihres Gewerbes oft in die bitterste Noth gerathen und sich, um nur ihr und der Ihrigen Leben zu fristen, dem Ersten, der ihnen helfen will, sich in die Arme werfen müssen, gerathen sie in Schulden, werden abhängig und damit misstrauisch, unwahr und knechtisch. Die besseren Charakterseiten erhalten sich daher auch nur bei den Nomaden ungetrübt, denen ihre Renthier Unabhängigkeit und Wohlstand sichern, während die angesiedelten Fischer meist entarten.

Die am Strande des Bering-Meerer angesiedelten Fischer haben in Folge des vielfachen Verkehrs mit den Tschuktschen Vieles von ihnen angenommen und wurden früher sogar für Stammesgenossen derselben gehalten und Strand-Tschuktschen genannt. Sie nennen sich jedoch selbst

Namollo

und haben mit den Tschuktschen durchaus keine gemeinsame Abstammung, sie scheinen vielmehr sprachlich mit den Kadjakern verwandt zu sein. Sie wohnen in dorfartigen Ansiedelungen, die im Winter aus Erdhütten, im Sommer aus Jurten in Form eines unregelmässigen schiefen Kegels bestehen. An der stets nach Norden gerichteten herausgebogenen Seite des Zelt, dem Eingange gegenüber,

steht ein kleineres, dem Pologi der Tschuktschen ähnliches Wohnzelt.

Die Hauptbeschäftigung der Namollo ist der Walross- und Seehundfang. Das Walross ist für sie, was das Renthier für den Nomaden ist. Das Fleisch, der Speck und einzelne Theile der Haut dienen ihnen zur Nahrung, der Speck wird auch noch als Brennmaterial verwendet; das Fell giebt Riemen zum Hundegeschirr und zu Stiefelsohlen; aus den Gedärmen verfertigen sie ihre wasserdichten Kleidungsstücke; die Fangzähne liefern ein vorzügliches Elfenbein, das sie zur Anfertigung ihrer Jagdwaffen und als Brechstangen benutzen, und das ein Hauptartikel ihres Tauschhandels ist.

Ihre Hauptwaffen sind verschiedene Arten von Speeren, unter denen der Batass, ein breites, langes Messer, das auf einen langen Stiel befestigt wird, die erste Stelle einnimmt. Feuerwaffen sind noch selten bei ihnen, weil den Russen verboten war, dieselben an sie zu verkaufen. Statt derselben bedienen sie sich der Bogen und Pfeile. Ihre Boote, Baidaren genannt, haben einen flachen Boden, senkrechte Wände, scharfe Schnäbel am Vorder- und Hintertheil und bestehen aus einem aus Treibholz angefertigten Gerippe, das mit Walrosshaut überzogen wird.

Zum Fischfange bedienen sie sich der Körbe aus Weidenruthen oder aus Fischbeinstäben, zur Vogeljagd einer Art Schleuder, welche aus vielen langen und dünnen Riemen mit Steinen am Ende besteht und mit der sie sehr geschickt nach einer Schaar fliegender Vögel zu werfen verstehen. Diese Jagd hat jedoch keinen besonderen Reiz für sie, da sie Vogelfleisch nicht essen mögen. Eben so liegen sie nicht sehr fleissig der Jagd auf Landthiere ob und sind daher auch keine sehr guten Schützen. Nur den Eisbären, deren Fleisch für einen Leckerbissen gilt, und die sie oft erst nach langem Kampfe mit ihren Spiessen erlegen, stellen sie eifrig nach.

Die Namollo bedienen sich auch der Hunde zum Ziehen ihrer Schlitten, stehen jedoch in der Geschicklichkeit der Führung den eigentlichen Meistern dieser Kunst, den Kamtschadalen, nach.

Die Tschuktschen und Namollo werden auf 7000 Seelen geschätzt.

Den Tschuktschen in Sprache, Sitten und Lebensweise sehr nahe verwandt sind die

Korjaken,

die von Einigen sogar für identisch mit jenen gehalten werden. Sie wohnen in der Stärke von 4500 Köpfen um die Buchten von Gishiga und Penschiná bis tief in Kamtschatka hinein. Ihr Name kommt von Kora, Renthier, her und deutet zugleich ihre Lebensweise an. Doch sind

auch bei ihnen zwei Abtheilungen zu unterscheiden: die sesshaften und die nomadisirenden Korjaken. Die sesshaften gleichen übrigens in ihrem Äusseren den Tschuktschen noch mehr als die nomadisirenden. Diese sind klein von Gestalt und mager, im Übrigen von den Tschuktschen noch durch grössere Friedfertigkeit, aber auch grössere Unreinlichkeit und durch eine beispiellose Eifersucht auf ihre Frauen unterschieden. Wird eine Frau von ihnen beim Ehebruch erappt, so wird sie ohne weiteres mit ihrem Verführer zusammen niedergemacht.

Bei den sesshaften Korjaken, die alle von Jagd und Fischerei leben, unterscheidet Hr. v. Ditmar vier Familien: die *Kamenen* und *Parenen* leben um den nördlichsten Theil der Bucht von Penshiná in Erdhütten von 2 bis 3 Faden im Gevierte, die mit Holz überdacht sind und in deren Inneres man nur vermittelt eines eingekerbten Balkens durch den Rauchfang, der auch die einzige Öffnung ist, gelangt. Sie zeichnen sich durch eine besondere Geschicklichkeit im Schmiedehandwerk aus, und ihre Beile, Messer, Speerspitzen und Ringe sind bei allen Nomaden jener Gegend in Gebrauch. Piken und Messer verzieren sie sogar ganz sauber mit einer Art eingelegter Arbeit. Sie sind Schamanische Heiden und unterscheiden sich von ihren Stammesgenossen durch ihren räuberischen Sinn. Die *Pallanen* bewohnen die Nordwestküste von Kamtschatka und gleichen im nördlichen Theile den Kamenen, ohne jedoch deren Geschicklichkeit in Schmiedearbeiten zu besitzen; im südlichen Theile sind sie getauft, haben im Dorfe Pallan sogar eine Kirche und wohnen in ordentlichen Häusern mit Thüren, Fenstern, Öfen und Schornsteinen. Die *Ukiner* stehen mit den vorigen auf gleicher Kulturstufe und sind im südlicher gelegenen Theile ihres Gebietes beinahe ganz russificirt. Ihre Kirche befindet sich im Dorfe Dranka. Die *Olutoren* endlich leben nördlich von den vorigen bis zum Cap Pokatschinski. Nur in dem den Ukinern benachbarten Theile wohnen sie in Häusern und hat das Christenthum Wurzel gefasst; die nördlicher wohnenden Olutoren leben in Erdhütten und sind Schamanische Heiden.

Die Kamtschadalen,

deren Namen von dem Worte Kotschal, mit welchem sie die Korjaken bezeichnen, herkommt, die sich selbst aber Itelmen nennen, bewohnen den südlichen Theil der Halbinsel Kamtschatka, verschwinden aber mehr und mehr durch Russificirung und zählen gegenwärtig höchstens nur noch 2000 Seelen. Sie tragen in ihrem Äusseren die Signatur der Polarmenschen, doch finden sich unter den Frauen mitunter ganz angenehme Gesichter.

Unempfindlich gegen jeden Wechsel der Lebensweise und Witterung sind die Kamtschadalen trotz der bei ihnen

herrschenden unglaublichen Unreinlichkeit ein kräftiges Volk, das im Durchschnitt ein hohes Lebensalter erreicht. Besonders zeichnen sie sich als unermüdlische und rasche Fussgänger aus; auch stählt das Gehen auf Schneeschuhen und das Fahren mit den Hundeschlitten ihre Kräfte, denn beides verlangt Anstrengung und Gewandtheit. Im Ganzen sind sie wenig vorgeschritten, weil ihr an Thieren aller Art reiches Land sie ohne Mühe ernährt und sie keinen anderen Thätigkeitstrieb kennen, als den eben zur Beschaffung des täglichen Lebensunterhalts erforderlichen. In ihren Wohnungen und ihrer Kleidung weichen sie nicht von dem in jenen Gegenden allgemein Üblichen ab, die südlicher wohnenden haben jedoch bereits viel von den Russen angenommen. Was sie aber ganz besonders von den anderen Arktikern unterscheidet, ist ein sehr lebhafter Geschlechtstrieb, der sie förmlich zu Sklaven ihrer Frauen macht und ganz eigenthümliche gesellschaftliche Zustände schafft.

Die Kamtschadalen sind die eigentlichen Meister im Führen der Hundeschlitten (Narten) und im Abrichten der Schlittenhunde. Die Narten sind 1,8 bis 3,2 Meter lang und 26 bis 27 Centimeter hoch. Die Sohlen werden am besten aus Birkenholz angefertigt, dann zuerst in siedendem Wasser geweicht und zuletzt auf einen Monat oder länger unter Eis in fliessendes Wasser gesenkt. Nachdem sie herausgenommen worden, müssen sie frieren, damit sie hart und glatt werden. Die einzelnen Theile werden durch Riemen verbunden, wodurch der Schlitten etwas Elastisches erhält, das ihn auf unebenen Wegen vor dem Zerbrecen schützt. Bei Frostwetter begiesst man die untere Fläche der Sohlen mit Wasser, wodurch sich eine Eiskruste bildet, die das Fahren sehr erleichtert; wenn sich aber bei gelinder Witterung diese Eiskruste nicht bilden kann, bindet man eine Walfischrippe unter. Der obere Theil des Schlittens, der die Ladung trägt, ist aus dünnen Weidenruthen geflochten und gewährt selten mehr als zwei seitwärts sitzenden Personen Raum. Am vorderen Theile des Schlittens ist ein bogenförmiges Holz angebracht, von dem der Riemen mit den Knoten ausgeht, an welche die Zugriemen vermittelt Schlingen befestigt werden. Die Kamtschadalischen Schlittenhunde haben Ähnlichkeit mit dem Wolfe. Eine lange spitze Schnauze, spitze aufrechtstehende Ohren, ein langer buschiger Schwanz sind ihre charakteristischen Merkmale; Farbe, Haar und Grösse sind verschieden; doch werden 80 Centimeter hohe und 95 Centimeter lange Hunde für die besten gehalten. Ihre Stimme ist schwach und lässt sich meist nur in einem heiseren Geheul vernehmen. Sie sind gelehrige, aber nicht gerade anhängliche Thiere, die durch die Peitsche erzogen werden müssen und auch dressirt nur der Stimme des ihnen bekannten Führers gehorchen. Sie sind immer im Freien und vergraben sich im Winter zum

Schutz gegen die Kälte in den Schnee. Ihre Nahrung suchen sie sich im Sommer, wenn sie nicht gerade zu Arbeiten gebraucht werden, an den Flüssen selbst; im Winter werden sie mit Fischen gefüttert. Nur die männlichen Hunde werden zum Fahren gebraucht, und ihre Abrichtung erfordert Erfahrung und Geschick. Die muntersten und gelehrigsten Hunde werden zu Leithunden verwendet, von deren Zuverlässigkeit die Sicherheit der Reisenden abhängt. Ausser dem an die Spitze gestellten Leithunde besteht das Gespann gewöhnlich aus 12 Hunden. Am gefährlichsten wird demselben die Spur eines Wildes, und es ist namentlich Sache des Leithundes, es von der Verfolgung der Wildspur abzuhalten. Bei Schneestürmen auf der Tundra ist ein guter Leithund oft der Retter der Menschen; denn er bringt sie stets sicher an das Ziel, wenn er den Weg nur einmal gemacht hat. Die Hunde lassen sich gerne einspannen und stimmen stets ein freudiges Geheul an, wenn sie die erste Narte erblicken. Der Führer lenkt sie beim Fahren nur mit der Stimme und führt eine 5' lange, dicke Stange, um das leichte Fahrzeug vor dem Umschlagen zu bewahren, wobei er viel Gewandtheit und Kraft aufbieten muss. Eingefahrene Hunde können Fahrten von 150 Werst machen; sie laufen bei gelinder Witterung 3 und mehr Stunden, bei starker Kälte jedoch nur 1 bis 1½ Stunden in einem Strich und legen 6 bis 12 Werst in einer Stunde zurück. Durchschnittlich rechnet man auf jeden Hund ein Pud (16,4 Kilogr.) Ladung. Im Sommer schleppen die Hunde Boote stromaufwärts und leisten hierdurch gute Dienste beim Fischfange. Die Hunde sind den Kamtschadalen und anderen Polarvölkern, die keine Renntiere halten, ein so unentbehrliches Hausthier, dass eine Hundeseuche den Ruin vieler wohlhabenden Familien zur Folge haben kann.

Die Kamtschadalen bewohnen im Winter Erdlöcher, die mit Rasen und Erde bedeckt werden und ein viereckiges Loch als einzige Öffnung haben, die als Thür, Fenster und Rauchfang dient und durch die man mittelst kleiner Leitern ins Innere gelangt. Im Sommer halten sie sich in leichten Bretterhütten auf, die auf hohen Gerüsten ruhen und mit Gras und Kraut gedeckt werden. In diesen Hütten, die durch die beiden einander gegenüberliegenden Thüren sehr luftig sind, dörren sie ihre Fische und ihr Fleisch und bewahren sie ihre Vorräthe im Winter.

Die Sprache der Kamtschadalen ist auf keine der bekannten Sprachenfamilien zurückzuführen. Sie ist sehr arm und hat z. B. für Sonne und Mond nur Ein Wort; die Fische und Vögel werden nach den Monaten benannt, in denen sie am zahlreichsten vorkommen. Herr v. Ditmar unterschied in der Sprache drei Dialekte. Die im Innern der Halbinsel am Flusse Kamtschatka wohnenden Kamtschadalen sind zwar die eigentlichen Aboriginer, sprechen aber im

Ethnographie von Russland.

südlichen Theile ihres Gebietes fast gar nicht mehr Kamtschadalisch, sondern ein sehr verunstaltetes Russisch. Die Bolscherezker Kamtschadalen auf der Südwestküste sprechen zwar ihre Muttersprache, haben aber viele Russische Wörter aufgenommen. Die Penschinskischen Kamtschadalen, zwischen den vorigen und den Korjäkischen Pallanen auf der Westküste wohnend, haben die Nationalsprache am reinsten erhalten.

Die Jukahiren

lassen in ihrer Lebensweise bereits die vielfache Berührung mit Russen und Jakuten erkennen und sind grösstentheils zum Christenthum bekehrt. Theils durch das Aufgeben ihrer Nationalität, theils durch Krankheiten sind sie stark zusammengeschmolzen, so dass sie gegenwärtig höchstens 1000 Seelen stark sein mögen. Sie leben im nordöstlichsten Küstenstriche des Gebietes Jakútsk, der westlich bis zu einer Linie von Werchojánsk nach der Spitze der östlich vom Léna-Delta liegenden Bucht reicht, und waren früher Renntier-Nomaden, die mit ihren Heerden in der unermesslichen Tundra frei umherzogen. Nach der Eroberung Sibiriens durch die Russen wurden sie auf ein bestimmtes Gebiet verwiesen; da dieses aber dem Bedürfnisse nicht genügte, gingen die Heerden allmählich ein. Jetzt sind sie sesshaft und leben in kleineren Abtheilungen beisammen, sich von Jagd und Fischerei nährend. Von Hausthieren halten sie nur Hunde, die sie zum Ziehen gebrauchen. In ihrem Äussern zeigt sich bereits die stärkere Vermischung mit den Russen, denn man trifft bei ihnen oft schon längliche, ziemlich regelmässige Gesichter, weissere Farbe, aber fast durchgehends dunkles Haar und dunkle Augen. Sie entfalten im Umgange den fröhlichen, sorglosen Sinn eines unverdorbenen Naturvolkes und sind so gastfrei, dass selbst bei drohender Hungersnoth dem Gaste das Beste aus ihren kargen Vorräthen dargeboten wird. Man findet bei ihnen schon ordentliche Häuser, die ein Zimmer mit dem den Jakuten entlehnten, stets brennenden Tschuwál enthalten. Dieser Tschuwál ist ein kaminartiger Ofen, der aus einem in- und auswendig dick mit Lehm bekleideten Geflecht von Weidenruthen besteht und dem ein Loch in der Ecke des Zimmers zum Rauchfange dient. In einer Ecke des Zimmers befindet sich das Heiligenbild, an den Wänden hängen Fischereigeräthe, Flinten, Bögen und Pfeile und sind Bretter angebracht, auf denen Teller, Töpfe und Tassen stehen. Ringsum laufen Bänke, und ein grosser Tisch vollendet die Einrichtung. Derartige Zimmer trifft man in ganz Sibirien bei den dortigen Russen sowohl, wie bei allen ansässigen Eingeborenen, die sich den Russischen Sitten einigermaassen angeschlossen haben. Die Jukahiren bedienen sich auch der allgemeinen nordischen, aus Renntierfellen bestehenden Tracht, an deren Stelle für die wärmere Jahreszeit eine der Russischen ähnliche tritt.

Im Frühling tritt für die Jukahiren oft die traurigste Zeit ein, weil sie bei ihrer Gastfreiheit und Sorglosigkeit während des Winters ihre Vorräthe nicht gerade geschont haben, und die Jahreszeit noch nicht die Herbeischaffung neuer gestattet. Nicht selten findet sich dann die Hungersnoth mit allen ihren Schrecken ein, und es müssen sogar Renthierfelle und die für die Hunde bestimmten, halbverfaulten Fische verzehrt werden. Die Russische Regierung hat diesen Übelständen durch Anlegung von Vorrathsmagazinen zu steuern gesucht; aber bei der weiten Entfernung wurden die dorthin entsendeten Produkte durch den Transport so vertheuert, dass sie den Armen nicht mehr zugänglich waren. Die ersten Zugvögel: Schwäne, Gänse, Enten, machen jedoch bald der Noth ein Ende, und Alles eilt dann, mit Flinten, Bögen und Pfeilen bewaffnet, hinaus zum fröhlichen Jagen. Diess ist jedoch nur das Vorspiel; die eigentliche Vogeljagd findet zur Mauserzeit Statt.

Im Juni gehen die Flüsse auf, und es beginnt nun an denselben eine grosse Thätigkeit, indem mit Netzen, Setzkörben und Reusen wacker gefischt wird. Die Fische werden zerschnitten und an der Luft gedörret, die besseren für die Menschen, die schlechteren für die Hunde zur Nahrung bestimmt, die besten, fettesten Stücke aber als Leckerbissen besonders aufbewahrt. Aus den Eingeweiden wird Thran gekocht. Die Haupterwerbsquelle ist jedoch die Jagd auf die wilden Renthier. Gegen Ende Mai ziehen dieselben in grossen Heerden aus den Wäldern, in denen sie Schutz vor der Kälte gesucht, nach der Tundra, um den Mücken zu entgehen, die sich in so ungeheueren Schwärmen einfinden, dass sie die armen Thiere oft buchstäblich zu Tode quälen. Auf diesem Zuge macht man aber selten auf sie Jagd, weil sie mager und mit Beulen bedeckt sind. Im August oder September kehren sie wohlgenährt und mit prachtvollem Winterfell in die Wälder zurück. Sie erscheinen dann in so grossen Heerden, dass ihre Geweihe einem entblätterten Walde gleichen. Beim Übergang über die Flüsse, der stets an derselben Stelle Statt findet, erfolgt dann der Angriff. Sobald nämlich die Heerde dem führenden Thiere, das gewöhnlich eine der stärksten, erfahrensten Kühe ist, in dichten Haufen in den Fluss gefolgt ist, brechen die Männer, die sich in den Buchten hinter Steinen und Gebüsch unter dem Winde verborgen gehalten, in ihren leichten Kähnen hervor, umzingeln sie, und die eigentlichen Jäger beginnen nun mit ihren kurzen Spiessen die Blutarbeit. Dieselben entwickeln hierbei eine unglaubliche Gewandtheit; denn sie erlegen oft in einer halben Stunde 100 Stück und wissen bei diesem aufregenden, wilden Kampfe, während dessen ihr Leben in steter Gefahr schwebt, ihre leichten Fahrzeuge zwischen den in einen wirren Haufen zusammengedrängten, mit Geweihen und Füssen sich ver-

theidigenden Thieren so geschickt und sicher zu führen, dass selten ein Unglücksfall mit Menschen vorkommt. Die getödteten Thiere werden sogleich fortgeschafft und fallen demjenigen anheim, der sie auf das Land gezogen hat; den Jägern gehören eigentlich nur die verwundeten, von den sie am Ufer erwartenden Weibern und Kindern getödteten Thiere, wobei sie ihren Vortheil insofern wahrnehmen können, als sie die schönsten Exemplare eben nur verwunden dürfen. Das Fleisch wird dann theils an der Luft gedörret, theils geräuchert, theils gefroren aufbewahrt. Die Zungen, die Beinsehnen und das Mark gehören jedoch wieder zur Kategorie der Leckerbissen und bilden einen bevorzugten Theil ihrer Vorräthe.

Ein mehr untergeordneter Erwerbszweig ist die Jagd auf Pelzthiere. Ein fleissiger Jukahire stellt mit dem ersten Schnee gegen 500 Fallen auf. Im Laufe des Winters hält er seinen Umgang und findet in der achten oder zehnten Falle eine Beute.

Die Frauen und Mädchen sammeln ausserdem noch Beeren und Kräuter für den Winter ein, und diess ist für sie, was in anderen Ländern die Weinlese ist; denn sie begleiten diese Beschäftigung mit ihren besten Gesängen und Tänzen.

Nur noch sehr wenige Jukahiren waren vor kurzem Renthier-Nomaden; es ist die Frage, ob es deren jetzt überhaupt noch giebt.

Während der langen Winternacht dieser Gegenden hört die Beschäftigung im Freien auf. Da sitzt die ganze Familie bei einer Thranlampe um den lodernden Tschuwál. Der Mann macht mit den Söhnen Netze aus Pferdehaar, oder schnitzt Bögen und Pfeile. Die Weiber bereiten Thierfelle zu, oder nähen Kleider mit Fäden aus Renthiersehnen. Über dem Herde brodeln der Kessel. Beim Mahle kommen ausser Fischen und Renthierfleisch, welches mit Thran übergossen genossen wird, bei besonderen Gelegenheiten noch Kuchen aus getrocknetem und feingeriebenem Fischfleisch, welches die Stelle des Mehls vertritt, und, wenn es sehr hoch hergehen soll, Jukola (Renthierzunge), geschmolzenes Renthierfett &c. auf den mit einem Fischernetze statt des Tischtuches bedeckten Tisch. Statt der Servietten werden bei besonderer Veranlassung zur Eleganz ganz dünne gerollte Holzspäne gereicht. Salz brauchen die Jukahiren zu ihren Speisen eben so wenig wie die Tschuktschen, und Brod kennen nur die Wohlhabenden, die das Mehl bezahlen können. Doch bereitet man aus kleineren Quantitäten Mehl, das in der Pfanne mit Thran oder Butter geröstet wird, mit kochendem Wasser ein nahrhaftes, erwärmendes Getränk.

Die Hunde liegen, in Schnee vergraben, um die Wohnung und erheben in ziemlich regelmässigen Zwischenräumen

drei- bis viermal täglich ein einstimmiges Geheul, das weit über die Einöde schallt.

Trotz dem überall bei ihnen eingeführten Christenthum kaufen sie die Frauen für den Kalým. Auch ist der Glaube an Zauberei und an die Schamanen durchaus noch nicht erloschen, und manche Stunde der Nacht wird mit den Operationen der Schamanen ausgefüllt. Dabei feiern sie auch die üblichen Kirchenfeste, Ostern, Weihnachten, besonders aber die Butterwoche. Auch der Geburtstag des Russischen Kaisers wird gewöhnlich mit grosser Innigkeit gefeiert, wobei sich Alt und Jung auf der Balaleika versucht und die Mädchen ihre Gesänge anstimmen.

In der Nachbarschaft der Jukahiren lebten einst auch die *Tschuwanzan*, ein denselben nahe verwandtes Volk. Es ist jedoch nicht bekannt, wie viele von den 214 Individuen, die sie im Jahre 1851 stark sein sollten, noch existiren.

Die Ainos,

d. h. Menschen, oder Kurilier sind die Aboriginer der Kurilischen Inseln, der Insel Sachalin und wahrscheinlich auch des dieser Insel gegenüber liegenden Festlandes, von dem sie jedoch durch die vordringenden Lamuten und andere Tungusische Völker verdrängt worden sind. Auf Russischem Gebiete wohnen sie jetzt nur im südlichen Theil der Insel Sachalin, südlich vom 50. Breitengrade. Sie zählen hier höchstens 3000 Seelen, müssen aber früher zahlreicher gewesen sein, da man z. B. im Naibutsch-Thale noch Ruinen ihrer verlassenen Dörfer findet und sie früher an der Aniwa-Bucht 8 grosse Dörfer bewohnt haben, während jetzt daselbst nur drei kleine bekannt sind.

Die Ainos sind ein ganz eigenthümliches Volk, das seiner Sprache nach keinem der bekannten Stämme zugezählt werden kann. Sie sind klein von Wuchs, haben ein rundes Gesicht, sehr starken Haar- und Bartwuchs und eine dunkle, ins Kupferbraune fallende Hautfarbe. Sie sind ein gutmüthiges, freundliches Volk, das in ganz patriarchalischen Verhältnissen lebt und sich vor anderen Polarvölkern des Vorzugs grösserer Reinlichkeit erfreut. Durch vielfache Berührung mit den Japanesen, von denen sie auch zum Theil den Schnitt ihrer Kleider und die Bauart ihrer Häuser entlehnt haben, und durch die Gewöhnung an Reis als Nahrungsmittel, haben sie ein ziemlich civilisirtes Aussehen gewonnen, obgleich von eigentlicher Kultur bei ihnen noch keine Rede sein kann. Sie sind Schamanische Heiden, leben in Vielweiberei, beschäftigen sich mit Jagd und Fischerei und bewohnen kleine Dörfer von 3 bis 4 Häusern. Bei jedem Hause befindet sich auch ein Vorrathshaus für ihre gedörrten Fische und andere Vorräthe, das zur Sicherung gegen Mäuse auf Pfählen ruht. Reichere Ainos haben 2 bis 3 Häuser in verschiedenen Dörfern, in denen ihre Frauen wohnen, die sie der Reihe nach besuchen.

Die Ainos wurden früher von den Japanesen stark bedrückt, bei denen sie für entnommene Kleidungsstücke, Schmucksachen und andere Gegenstände stark in Schulden gerathen waren, und die sie, da sie dafür Arbeitsdienste fordern konnten, gewissermaassen zu ihren Leibeigenen gemacht hatten. Sie brachten während des Condominiums, das während einiger Zeit zwischen Russen und Japanesen in Betreff Sachalin's bestand, ihre Klagen zuweilen bei den Russischen Posten an und geriethen so in die schlimme Lage einer doppelten Bevormundung. Seit 1875, wo Sachalin ganz in Russischen Besitz übergegangen ist, hat alles das eine viel mildere Form für die Ainos angenommen, und es lässt sich erwarten, dass das gutartige Volk sich nun freier entwickeln wird.

Die Giljaken

bewohnen den nördlichen Theil der Insel Sachalin und die Gegend am unteren Amur und zählen hier und dort ca. je 3000, im Ganzen also 6000 Köpfe. Auch dieses Volk muss früher zahlreicher gewesen sein; denn es hat den Kosaken im 17. Jahrhundert energischen Widerstand entgegengesetzt und mehrere Niederlagen beigebracht. Sie gehören gleichfalls keinem der bekannten Stämme an, und ihre Sprache hat keine Verwandtschaft mit der der benachbarten Völker. Die Giljaken sind noch ganz ohne Bildung, kennen keine Schrift, zeichnen sich aber durch kräftiges, energisches Wesen und ungewöhnliche Bildungsfähigkeit aus. Ihrer Religion nach sind sie Schamanische Heiden, und den Bären zollen sie eine ganz besondere Verehrung, was sie jedoch keineswegs verhindert, sie gelegentlich zu verzehren. In der kurzen Zeit ihrer näheren Verbindung mit den Russen haben Viele schon Russisch sprechen gelernt und sich mancherlei Gutes angeeignet, wie sie sich denn auch nicht abgeneigt zeigen, zum Christenthum überzutreten. Sie wohnen in Häusern, bringen aber den grössten Theil des Jahres fern von ihren Familien auf der Jagd und beim Fischfange zu, die beide ihre Hauptbeschäftigung bilden. Die Felle der erlegten Thiere verkaufen sie in Nikolájewsk, für welches dieselben ein wichtiger Exportartikel geworden sind. Die Fische werden theils an die Russen verkauft, theils zu ihrer eigenen Nahrung und zum Futter für ihre Schlittenhunde verwendet.

In der freien Zeit beschäftigen sich die Männer auch mit Tischler- und Schnitzarbeit, und die Frauen nähen die Kleidungsstücke aus Fellen und Leder, die sie in ganz geschmackvoller Weise mit Pelzstücken zu garniren verstehen. Die Giljaken von Sachalin treiben auch Handel, indem sie von den Ainos Felle und andere Gegenstände kaufen und in Nikolájewsk absetzen. Als Fischer mit dem Wasser vertraut geworden, sind sie unerschrockene Seefahrer, und Ein-

zelle haben schon Lootsdienste auf Russischen Dampfschiffen geleistet. Für ein Volk, das bis in die jüngste Zeit im primitivsten Zustande gelebt hat und in der Hauptsache noch lebt, ist diese schnelle Gewöhnung an die Erscheinungen der fortgeschrittensten Kultur sicher ein vielversprechendes Zeichen für seine Weiterentwicklung.

Die Jenissei-Ostjaken

werden von F. Müller zu der Hyperboreer-Race gezählt, weil ihre Sprache von derjenigen abweicht, welche von den sie umgebenden Völkern Uralisch-Altäischen Stammes gesprochen wird, und sie sich auch in ihren physischen und geistigen Merkmalen von denselben unterscheiden. Am wenigsten haben sie mit dem sonst Ostjaken genannten Volke gemein. In der That ist dieses Volk auch gar nicht anders unterzubringen. Von Einigen werden sie zur Samojedischen Gruppe gerechnet, aber wohl mit Unrecht, da ihre Sprache von der Samojedischen in so wesentlichen Beziehungen abweicht, dass eine blosse Umbildung nicht anzunehmen ist. Eben so wenig hat diese Sprache etwas mit dem Tatarischen gemein. Sie wohnen im Gouvern. Jenisseisk zwischen Jenisseisk und Turuchansk und zerfallen in die Ssym'schen an den Flüssen Kas, Ssym, und Dubtschessa auf dem linken und Pit und Kis auf dem rechten Ufer des Jenissei und die Imbazkischen, im Norden der vorigen, an der Bachtä und unteren Tunguska, nördlich bis zum Flusse Kureika hinauf.

Die Gesichtszüge der Jenissei-Ostjaken haben mehr Türkisches als Mongolisches Gepräge und zeichnen sich durch Feinheit aus. Reisende rühmen ihre Einfachheit, Gutmüthigkeit und Frömmigkeit. Sie sind alle nominell Christen, verehren aber auch noch ihre heidnischen Götter, Es, den Gott des Himmels, Imlja, eine weibliche Gottheit, und den Bären, den Gott der Erde, der zugleich das Oberhaupt der niederen Geisterwelt ist.

III. die Völker der Mongolischen Race,

die in ihrer Sprache und ihren Lebensgewohnheiten der Hauptsache nach auch in ihrer Geschichte näher bekannt sind, so dass wir uns hier auf einem auch in ethnographischer Hinsicht bereits sicherern Terrain bewegen. Uns begegnet hier zunächst die

Tungusische Gruppe

mit ihren vielen unter verschiedenen Namen auftretenden Unterabtheilungen.

Das unter dem Namen

Tungusen¹⁾

bekanntes Volk bewohnt den ungeheueren Raum, der sich vom

¹⁾ Über die Ableitung dieses Namens, den Russen, Tataren und Ostjaken gebrauchen, während die Tungusen selbst sich Jewoijen oder Boje, d. h. Menschen, nennen, herrschen verschiedene Annahmen. Einige leiten ihn von dem Tatarischen Worte „tongus“, Schwein, ab, und vielleicht haben die Tataren den etwas unsauberen Naturkindern dieses

Sie wohnen zwar schon in hölzernen Häusern, dieselben sind aber schlecht gebaut, enge und unreinlich gehalten. Die auf dem linken Ufer des Jenissei lebenden Jenissei-Ostjaken beschäftigen sich vorzugsweis mit Fischfang und nur nebenbei mit der Jagd auf Pelzthiere und mit der Renthierzucht. Für die auf dem rechten, mehr bergigen Ufer des Jenissei lebenden, die sich selbst Tyndygeten nennen, ist dagegen die Renthierzucht die Hauptbeschäftigung.

Zu den Jenissei-Ostjaken gehören auch noch die *Kotten* am Agul, einem Nebenflusse des in den Jenissei mündenden Kan, von denen jedoch Castrèn, der diese Völker studirt und den „Versuch einer Jenissei-Ostjakischen und Kottischen Sprachlehre“ herausgegeben hat, nur noch fünf Individuen vorfand, die reines Kottisch sprachen. Dieselben hatten, wie der genannte Reisende erzählt, den Entschluss gefasst, sich am Agul niederzulassen, und da sich einige bereits russificirte Kotten angeschlossen haben, so hat sich ihre Zahl wahrscheinlich schon vermehrt.

Die *Arinen* oder *Assanen* in der Ssajanischen Steppe, die einst auch zu den Jenissei-Ostjaken gehörten, sind bereits ganz tatarisirt.

Alle diese kleinen Volksstämme zusammen sind gegenwärtig nur etwa 1000 Seelen stark.

Von einer Verwendung zum Militärdienst ist bei allen Völkern der Hyperboreer-Race noch keine Rede; dieselben sind sogar durch das Edict vom 1. Januar 1874 ausdrücklich von der Leistung der Wehrpflicht ausgeschlossen. Möglich ist es aber, dass man sie mit der Zeit zum Dienste heranziehen und z. B. die Giljaken mit Vortheil für die Marine verwenden wird.

Theils mit den Hyperboreern vermischt, theils als ihre nächsten westlichen Nachbarn finden wir

Ochotskischen Meer und dem Tatarischen Golf westwärts bis an den Jenissei erstreckt, und zwei kleinere abgesonderte Theile, die vom Eismeer bespült werden. Dieser Raum ist zum allergrössten Theil von den unermesslichen Wäldern erfüllt, in denen die sich selbst überlassene, aber nie rastende Natur im gewaltigsten Maassstabe schafft und zerstört, reicht aber auch bis zu den Tundern, jenen den höchsten Norden des Asiatischen Continents charakterisirenden wasserreichen Wüsten mit ihrem hügeligen, von kleinen See'n durchschnittenen, mit Moos und Zwergbirken überzogenen weichen Boden, der selbst im Sommer nur ein paar Fuss tief auf-

epitheton ornans beigelegt; Andere bringen ihn mit dem Worte „tongekse“ (Leute von den drei Stämmen), noch Andere endlich mit „tunger“ (See) zusammen, weil die Tungusen von einem grossen See, wahrscheinlich dem Baikäl, ausgegangen sein sollen.

thaut. Bei solcher Ausdehnung und Beschaffenheit ihres Gebietes ist es natürlich genug, dass die Tungusen, deren Gesamtzahl mit nicht voll 64.000 Seelen berechnet wird, nahezu im Urzustande verharret sind und ihr Leben sich Jahrhunderte hindurch im Kampfe gegen die wilden Thiere und in der Sorge für Erhaltung des Lebens hat abspinnen müssen. Leicht begreiflich ist es auch, dass bei solcher Lebensweise das Volk sich nicht hat vermehren können, und zwar um so weniger, als sie vor dem Erscheinen der Russen nur mit Speeren, Keulen und Pfeilen gegen Bären und Wölfe hatten kämpfen müssen. Allerdings erleichterten ihnen später die Russen den Kampf gegen die Thiere des Waldes durch Beschaffung von Feuergewehren, aber sie unterliegen nun dem unvermeidlichen Schicksal, dem alle uncivilisirten Völker anheimfallen, die mit civilisierteren in Kontakt kommen. Mögen aber auch durch das Zusammenreffen mit den Russen die Existenzbedingungen der Tungusen verschlechtert sein, ihr Charakter hat dadurch nicht gelitten; denn auch die neuesten Reisenden ¹⁾ schildern sie noch als das stattlichste und intelligenteste der wilden Asiatischen Völker.

Die ersten Nachrichten über die Tungusen erhielten die Russen von den Jenissei-Ostjaken, und schon 1604 begannen Kosakenabtheilungen gegen sie vorzugehen. In 50jährigem Kampfe und nach tapferer Gegenwehr wurden die Tungusen zwar unterworfen, sie behielten jedoch alle ihre Ländereien und Freiheiten, und die ganze Abhängigkeit beschränkte sich darauf, dass jede steuerpflichtige Seele einen Jassák (Tribut) von zwei Zobeln entrichten musste, was sie denn auch bis jetzt noch im December jeden Jahres in den nächstgelegenen Gemeindeverwaltungen thun, bei welcher Gelegenheit sie sich auch mit Pulver, Blei, Salz, Mehl, Ziegelthee, Tuch und anderen Stoffen versorgen. Ein kleiner Theil der an der Chinesischen Grenze lebenden Tungusen ist kosakenartig organisirt, zahlt daher keinen Jassák. Das Russische Joch ist ihnen also nicht sehr schwer gemacht, und noch 1848 erklärte der Engländer Hill, der die Tungusen auf seiner Reise durch Sibirien näher kennen lernte, dass es ein Glück für sie sei, unter der milden Herrschaft Russlands zu stehen, die ihnen ohne Übereilung und mit äusserster Schonung den Übergang zu einem gesitteten Leben erleichtern werde.

Die Tungusen sind alle mittleren Wuchses, fein, aber kräftig gebaut, und dabei ungemein gelenkig und gewandt. Ihre Gesichtszüge, die Farbe ihrer Augen und der straffen Haare, der schwache Bartwuchs — Alles ist dem Racentypus entsprechend. Ihre ganze Lebensweise hat die Sinne des Gesichts und Gehörs sehr entwickelt; dafür scheinen Geruch und Geschmack wenig ausgebildet zu sein, da sie

Nahrungsmittel zu sich nehmen können, die ein mit gleichmässig ausgebildeten Sinnen begabter Mensch sich nicht gern in die Nähe kommen lässt. Mädchen und junge Frauen machen oft einen recht angenehmen Eindruck durch ihre anmuthigen Gesichtszüge und die Zierlichkeit ihrer Bewegungen; die älteren Frauen aber sind in ihrem Schmutz, mit ihren Runzeln und vom Rauch der Hütten gerötheten Augen meist abschreckend hässlich.

Der Charakter der Tungusen ist durchaus gutartig. Von Jugend auf an Entbehrungen gewöhnt, vermag keine Noth ihren heiteren Sinn zu trüben, und ihre Gastfreiheit geht so weit, dass sie den letzten Bissen mit dem Gaste theilen und fröhlich verzehren, wenn sie auch wissen, dass sie nachdem tagelang positiv nichts mehr zu essen haben werden. Zu rühmen ist auch ihre Ehrlichkeit, die sie fremdes Gut besser hüten lässt als eigenes, und die achtungsvolle Zuvorkommenheit gegen ältere Personen. Trotz ihres regen Sinnes für freundschaftliche Beziehungen ist nichts Sentimentales in ihnen. Freunde begegnen sich nach langer Trennung, begrüßen sich auf das Herzlichste, trennen sich aber auch wieder ohne grosses Bedauern. Es ist diess ein Zug, der in ihrem unsteten, über ungeheure Räume sich bewegenden Leben seine Erklärung findet. Nur ihren Kindern gegenüber legen sie eine Zärtlichkeit an den Tag, die oft zu Ungeheuerlichkeiten führt. Sie finden an ihnen Nichts ekelhaft, und selbst das Ungeziefer, das sie ihnen abnehmen, verspeisen sie mit Appetit. Wir könnten noch manches Andere hierüber mittheilen, wenn wir nicht das Zartgefühl des Lesers gar zu sehr zu verletzen fürchten müssten.

Die Kleidung der Tungusen entspricht ihrem beweglichen Charakter und ist von der der meisten Sibirischen Völker dadurch verschieden, dass sie knapp und kurz ist und durch ihren mannichfachen Schmuck beweist, dass Vorliebe für Putz und Prunk auch in der Sibirischen Einöde heimisch sein kann. Der kurze Rock von gegerbtem oder rauhem Renthierfell ist an der Brust offen, um die an einer Schnur um den Hals getragene Brustbekleidung, die reich mit Perlen und bunten Haaren und Fäden gestickt ist, in ihrem vollen Glanze hervortreten zu lassen. Die Nähte und der untere Rand des Rockes sind zuweilen mit spannbreiten Haarfranzen besetzt, und da die Tungusen überhaupt das Auffallende und Flatternde lieben, setzen sie oft noch Büschel von rothen, weissen oder schwarzen Haaren zwischen die beiden Metallplatten, die bei keinem Männerkostüm am unteren Theile des Rückenstückes fehlen dürfen. Die kurzen Kniebeinkleider und die Stiefel sind von demselben Material wie der Rock, letzterer gewöhnlich mit Glaskorallen und bunten Haaren benäht. Eben so ist auch ihre kleine, runde Tatarische Mütze geschmückt. Über der einen Schulter

¹⁾ Dr. Hjalmar Théel in seinem Bericht an Professor Nordenskiöld.

tragen sie ein Perlengehänge, an welchem sich ein Beutel für das Feuerzeug und andere Utensilien befinden. Die Tracht der Frauen, die durch das kostbare Pelzwerk, welches zu derselben verwendet worden, zuweilen den Werth von Tausenden von Rubeln hat, unterscheidet sich von der der Männer hauptsächlich dadurch, dass sie zierlicher und sauberer, oft noch durch allerlei Klapper- und Klingelwerk geschmückt ist und die beiden Metallplatten nicht auf dem Rücken, sondern auf der Brust getragen werden. Um den Hals hängen die Frauen gern recht viel buntes Flechtwerk und Glaskorallen; in die Haare flechten sie statt der Bänder auch Metallstreifen, die bei den wohlhabenderen Frauen zuweilen von Silber sind. Bei der grossen räumlichen Verbreitung der Tungusen müssen sich natürlich auch die Einflüsse ihrer verschiedenen Nachbarn auf die Kleidung geltend machen, so dass hier manches Jakutische, dort allerlei Russisches, an einer anderen Stelle wieder viel Burätisches zum Vorschein kommt.

Die Tungusen sind in der Hauptsache ein Jägervolk, zu dem sie schon die Natur ihres Landes hat machen müssen; doch treiben sie auch auf den vielen grossen Flüssen ihrer Heimath fleissig Fischerei. An ihre leichten, aus Birkenholz angefertigten Narten spannen sie Hunde oder Renntiere, die sie beide halten; letztere benutzen sie auch zum Reiten, was sonst bei keinem anderen Polarvolke vorkommt. Selbst Reisende erhalten auf den von Tungusen gehaltenen Poststationen oft Renntiere zum Reiten. Es lebt vielleicht kein Volk so unstedt wie die Tungusen; selten bleiben sie länger als zwei Tage an einer Stelle. Für die Renntiere haben sie keine besondere Sorge zu tragen; nur während des Kalbens im März oder April wird den Kühen einige Aufmerksamkeit zugewendet, indem das Lager an einer geschützten Stelle aufgeschlagen wird und etwas längere Zeit daselbst verbleibt. Hierbei sind es übrigens die Frauen, welche den neuen Zuwachs in Pflege zu nehmen haben; doch ist auch diese nur in den ersten Tagen nöthig, weil später die Mutterkühe selbst die jungen Thiere vor Kälte und Schneestürmen schützen. Die Hunde suchen, wie überall, im Sommer ihre Nahrung selbst, im Winter erhalten sie trockene, oft freilich halbfaule Fische. So bindet die Tungusen kein Interesse an eine besondere Stelle. Ihre leichten und kegelförmig zusammengestellten, mit Birkenrinde oder Renntierfellen bedeckten Zelte sind leicht von einem Orte zum anderen zu schaffen; auch ihre Boote, die aus einem leichten Rahmenwerk von Birkenholz und einer Bekleidung aus Birkenrinde bestehen, können ohne Mühe über Land getragen werden. In dem westlichen Theile ihres Gebietes sind auch zierliche Boote aus ausgehöhlten Baumstämmen gebräuchlich.

Zur Jagd auf Raub- und Pelzthiere, von denen die un-

ermesslichen Wälder¹⁾ so reich sind, bedienen die Tungusen sich jetzt ziemlich allgemein der Schiessgewehre, jedoch auch noch der Pfeile, Spiesse, Schlingen, Fallen und besonders der Selbstschüsse. Die kleineren Pelzthiere namentlich werden mit Pfeilen mit stumpfer Spitze erlegt, und auch gegen die wilden Renntiere, die unter die zahmen gerathen sind, kommen, um letztere nicht zu erschrecken, Pfeile in Anwendung. Auch das Vogelwild ist ungemein zahlreich. Auer- und Birkhühner beleben die Zweige der Bäume, und Schaaren wilder Enten, Gänse und Wasserhühner die See'n und Flüsse.

Ihre Fischereigeräthe bestehen aus Reusen, Angeln und dreizackigen Gabeln, mit welchen sie von einem Felsvorsprunge am Ufer des Flusses oder vom Boote aus bei helloderndem Kienfeuer mit grosser Geschicklichkeit die vorbeischiessenden Fische zu harpuniren verstehen. Netze besitzen nur die Wohlhabenderen.

Trotz dieses Reichthums an Thieren gerathen die Tungusen in Folge ihrer Sorglosigkeit zuweilen in grosse Noth, und sie nehmen dann gern mit halbfaulem Fleische und stinkenden Fischen vorlieb. Wählerisch sind sie in ihrer Nahrung überhaupt nicht, denn sie essen Alles, was ihnen von vierfüssigen Thieren, Vögeln und Fischen vorkommt; nur das Kriechende, Schlangen, Eidechsen &c., mögen sie nicht. Sie essen das Fleisch aber nie roh, sondern fast immer gekocht, selten gebraten; des Salzes bedienen sie sich dabei wenig. Fett können sie ganz rein in grossen Massen geniessen. Beeren, Cedernüsse und, wenn sie es haben können, ein Brei aus dem von Kosaken eingetauschten Mehl vervollständigen den Küchensettel der Tungusen. Ihr Getränk ist Wasser, rein oder mit Kräutern abgekocht, zuweilen auch Fleisch- oder Fischbrühe. Sie kauen auch beständig Lärchengummi, das sie vor dem Skorbut bewahrt. Tabak rauchen Männer und Frauen leidenschaftlich gern, und sie bedienen sich dabei der kleinen Chinesischen Pfeifen; die in nördlichen Gegenden wohnenden Tungusen sollen zur

¹⁾ In dem von Tungusen durchstreiften Gebiete an den rechten Nebenflüssen der Lena, dem Witim, der Olekma, dem Aldan &c., kommen die besten Zobelarten vor. Die schönsten Felle werden einzeln verkauft, heissen auch Solitaires und haben oft einen imaginären Werth, da der ihnen vom Kenner beigelegte Preis so hoch ist, dass ihn Niemand bezahlen kann. Die diesen Fellen an Güte zunächst stehenden, die sich aber auch noch durch Schwärze, Glanz, Länge, Feinheit und Fülle des Haares, so wie durch ein dunkelbläuliches Wasser — wie die Pelzhändler die durch das längere Oberhaar durchschimmernde Farbe des Wollhaares nennen — auszeichnen, kommen paarweise zum Verkauf und werden mit 50 bis 200 Rubeln das Paar bezahlt; die anderen werden zu Bündeln von je 20 Stück vereinigt, von denen je zwei ein sogenanntes Zimmer ausmachen; ein Zimmer schöner Olekma'scher Zobel kostet immer noch 343 bis 714 Rubel, die Felle der Aldan'schen Zobel sind um 10 bis 15 Prozent billiger. Weiter nach Norden und Westen geht die Farbe immer mehr ins Braune, zuletzt ins Gelbliche über, und ein Zimmer solcher Felle kostet nur noch 71½ bis 86 Rubel.

Erheiterung und Berausung auch Fliegenschwamm gebrauchen.

Reinlichkeit ist gerade keine Tugend der Tungusen, und so mag wohl auch die gelbe Farbe, die Castrèn an ihnen wahrnahm, mehr vom Schmutz und vom Rauche in den Zelten und aus den Räucherfässern, die sie während des Sommers mit glimmendem faulen Holze zum Schutze gegen die entsetzliche Plage des nordischen Sommers, die Mücken, beständig bei sich tragen, herrühren, als Naturgabe sein.

Neben der Jagd und Fischerei beschäftigen sich die Tungusen noch mit dem Aufsuchen von Mammuthknochen, mit denen der Boden Sibiriens besät ist, dem Weiter-schaffen der Reisenden und Lasten, der Zubereitung der einfachsten Eisensachen, wie Spaten, Pfeilspitzen, rohen Götzenbilder &c., dem Gerben der Felle u. dergl. Es finden sich unter ihnen auch wohl einzelne Talente, die in der Elfenbeinschnitzerei mehr als Gewöhnliches leisten. So erhielten z. B. die Herren der Nordenskiöld'schen Expedition auch ein dem Schachspiel ähnliches Spiel, dessen Figuren aus Elfenbein (Mammuthzähne) sauber geschnitzt waren, und andere sehr künstlich angefertigte Gegenstände aus demselben Material. Dass der Metallreichtum ihres Gebietes ihnen bekannt war, scheint aus den Tungusischen Namen einiger Flüsse: der Altatscha (Goldfluss), des Mungatsch (Silberfluss), der Turiatscha (Kupferfluss), hervorzugehen; in keinem Falle aber haben sie diese Schätze, die den Russen 1872 im Lena-System allein 630 Pud (210 Ctr.) Gold lieferten, zu heben verstanden. Noch weniger haben sie regelrechten Bergbau getrieben, und wenn sie 1679 dem Commandanten von Nértschinsk, Schulgín, von den nahe belegenen Minen Nachricht gaben, die einst exploitirt worden, so können diese Minenarbeiten nur auf die Tschudischen Völker zurückgeführt werden, die vor ihnen diese Gegenden bewohnten, von denen sie selbst aber keine Ahnung haben.

Zu den Beschäftigungen der Frauen kommen ausser den gewöhnlichen Frauenarbeiten: Wartung der Kinder, Bereitung der Speisen, Anfertigung der Kleider, so wie deren Verzierungen, Einsammeln der Vorräthe &c., noch viele schwere Arbeiten, wie Aufstellen der Jurten, Holzfällen, Wasserholen u. dergl. Da die Frauen aber einmal bei allen wilden und halbwildem Völkern als Sklavinnen behandelt werden, über welche sich der Mann, der sie für den Kalým kauft, auch das äusserste Verfügungsrecht anmaasst, ist hierin nichts von der gewöhnlichen Ordnung Abweichendes zu erblicken, am wenigsten eine besondere Härte des Gemüths zu erkennen.

Die Tungusen stehen zwar massenhaft in den Eparchiallisten als Christen verzeichnet, doch sind nur sehr wenige wirkliche Christen. Die anderen bekennen sich zum Lama-kultus oder sind Schamanische Heiden. Bei diesen herrscht

denn auch die Vielweiberei, und diess würde noch viel mehr der Fall sein, wenn der Kalým leichter zu erschwingen wäre.

Viel Abweichendes von dem allgemeinen Tungusischen Habitus bieten die Viehzucht treibenden Tungusen im Kreise Nértschinsk dar, die Manches von den benachbarten Buräten angenommen haben. Dieselben besitzen ansehnliche Pferdeheerden, halten jedoch auch Rinder, Schafe und Kameele. Noch mehr haben sich die wenigen Tungusen, die Ackerbau treiben, den Buräten genähert; doch haben sie auch bereits Vieles von den Russen angenommen. Sie sind auch sämtlich Christen. Im Allgemeinen ist aber die Vorliebe der Tungusen für das ungebundene Jäger- und Fischerleben so leidenschaftlich, dass kaum auf eine gedeihliche Wirkung des hier gegebenen Beispiels auf das Volk im Ganzen zu hoffen ist.

Die längs der Küste des Ochotskischen Meeres von der Mündung des Amúr bis zum Gishiginskischen Meerbusen lebenden Tungusen heissen *Lamuten* ¹⁾. Die dicht an der Meeresküste wohnenden beschäftigen sich fast ausschliesslich mit dem Fischfange, haben sich zum Theil angesiedelt und leben in Dörfern, deren Häuser den Russischen ähnlich sind. Die mehr im Innern des Landes wohnenden Lamuten treiben dagegen Jagd und Renthierzucht und dehnen ihre Streifereien bis in das Innere der Halbinsel Kamtschatka aus. Zuweilen sieht man diese reitenden Renthiernomaden sogar in Bolscherézk auf der Südspitze der Halbinsel.

Von anderen Tungusischen Völkern nennen wir noch die *Orotschen*, auch *Orokanen* und *Tasen* genannt, die in der Stärke von nur 1400 Seelen auf der Insel Sachalin und dem derselben gegenüberliegenden Küstenstriche von der Mündung des Saifun bis 46 Grad n. Br. als halb wilde wandernde Jäger und Fischer leben und ihre leichten Hütten von Birkenrinde von Ort zu Ort tragen. Nur ein ganz kleiner Bruchtheil hat sich angesiedelt und bewohnt, mit eingewanderten Chinesen (Mansen) vermischt, kleine Häuser mit Gärten.

Die *Golden*, ein friedliches, gutmüthiges Jäger- u. Fischer-volk, das einer höheren Kultur wohl fähig wäre, leben im Küstengebiet (150 Seelen) und am unteren Amur (2700 Seelen) nach Chinesischen Sitten in einzelnen Häusern oder kleinen Dörfern.

Die *Manegrer*, *Mangunen*, *Ssamagrer* und *Nagidaler*, im Ganzen 6700 Individuen zählend, sind halbansässige Anwohner des mittleren und unteren Amur, des Ussuri und des Amgun.

Alle diese kleinen Völker sind noch dem Schamanenthum ergeben.

Die Gesamtstärke aller Tungusenvölker wird mit Einschluss der 2700 Köpfe zählenden Lamuten mit 66.450 Seelen berechnet, wozu noch ca. 2000 Individuen kleinerer den Tungusen verwandter Völkerschaften im Gebiet

¹⁾ Von dem Tungusischen Worte „lam“ (Meer).

Ssemiretschensk: *Mandschuren, Tschechem, Ssibos* und *Ssolonen*, kommen.

Die zweite Gruppe der Mongolenrace,
die Mongolische,
 umfasst die Kalmücken und Buräten.

Die Kalmücken

sind uns schon aus der Schilderung der das Europäische Russland bewohnenden Stammesgenossen bekannt. In Sibirien zählen sie im Gouvernement Tomsk 19.000, in Centralasien im Gebiet Ssemiretschensk und im Bezirk Kuldscha 120.000, im Ganzen also 139.000 Seelen. Sie sind von den Geschlechtern der Choschoten und Torgouten und bekennen sich zum Buddhismus. Sie treiben zwar etwas Ackerbau, sind aber im Allgemeinen eingefleischte Nomaden und unternehmen gelegentlich ganz gern Raubzüge. Zu bemerken wäre, dass unter den in der Südecke des Gouvernements Tomsk lebenden Kalmücken sich noch Schamanische Heiden finden und ein Theil derselben sich mehr mit der Jagd beschäftigt.

Die Sibirischen Kalmücken haben einst eine hochwichtige Rolle in der Geschichte Asiens gespielt und China wiederholtlich in der gefährlichsten Weise bedroht. Ja, als Tsewan-Rabdan im Anfange des 17. Jahrhunderts seine Macht durch Unterwerfung der zwischen Altai und Balchasch-See nomadisirenden kleinen Mongolenvölker, der Kara-Kirgisen und der Städte Ost-Turkestans so weit ausgedehnt hatte, dass selbst Samarkand, Buchara, Balch ihm Tribut zahlen mussten, konnten die Kalmücken sogar den kühnen Plan der Wiederherstellung des Tschingis-Chan'schen Reiches hegen. Innere Zwistigkeiten liessen nicht allein diese Träume schwinden, sondern führten auch den gänzlichen Verfall des Volkes herbei.

Schon vor dieser höchsten Machtentwicklung war ein Theil der Oirat, wie sich damals die verbundenen Mongolengeschlechter nannten, nach Sibirien übergetreten und hatten von den Tataren den Namen Kalmach (Rest, Übriggebliebene) erhalten, woraus sich wahrscheinlich der Name Kalmück gebildet hat.

Jetzt sind die zersplitterten und schwachen Nomaden ohne alle politische Bedeutung.

Trotz der nahen Racenverwandtschaft mit den Kalmücken haben

die Buräten,

welche die hochromantische Alpengegend um den Baikalsee bewohnen, in Folge der nahen Wechselwirkung zwischen Natur und Mensch ein sehr verschiedenes Charaktergepräge gewonnen. Der Baikalsee, den sie den heiligen See nennen, ist der Sitz zahlreicher Volkslegenden, die schon durch ihr Vorhandensein ein viel regeres Phantasieleben der Buräten verrathen, als diess bei den Kalmücken angetroffen wird. Durch ihre Gebirge vor den Strömungen, welche von China

ausgehen, lange geschützt, waren sie das letzte Mongolische Volk, das zum Buddhismus übertrat, und haben sie ihre ursprüngliche Sprache in grösserer Reinheit bewahrt. Mit der Zeit musste jedoch die Nachbarschaft China's ihren Einfluss üben, und es konnte nicht ausbleiben, dass die Buräten Vieles von den Chinesen annahmen. So ist z. B. ihre Kleidung ganz Chinesisch und besteht je nach den Mitteln entweder aus dem einfachen Chinesischen Baumwollenzeuge oder aus dem prunkenden, mit Seide und Gold durchwirkten Seidenstoffe, der wegen der stets darauf angebrachten Drachensfiguren „Magnul“ genannt wird. Ein weiteres und wichtigeres Kennzeichen des von China her wirkenden Einflusses ist darin zu finden, dass viele Buräten bereits das Nomadenleben aufgegeben haben und sich fleissig mit Ackerbau beschäftigen. Besonders ist diess von den Alarischen Buräten, welche in den Thälern der Flüsse Alar, Golumet, Iret und Bjelaja und am See Aljat wohnen, von den Chorinen in den Thälern der Flüsse Uda und Chilok und den Sselenga'schen Buräten an der Sselenga und deren Nebenflüssen Tschikoi, Dschida und Temnik zu rühmen. Übrigens kommt auch der strenge Winter jener hochgelegenen Gegend den Kulturbestrebungen zu Hülfe, insofern er die Buräten nöthigt, die Jurte für die rauhe Jahreszeit mit dem festeren Blockhause zu vertauschen und sich in den erzwungenen Mussestunden mit einem Gewerbe zu beschäftigen. So giebt es unter ihnen sehr geschickte Schmiede, deren mit Silber damascirte Fabrikate vorzüglich sind und sich unter dem Namen der „Bratskischen Arbeiten“ in ganz Sibirien einer verdienten Berühmtheit erfreuen. Auch ist die Strenge des Winters wohl geeignet, die Nomadenleidenschaft zu dämpfen; denn sie richtet gewöhnlich entsetzliche Verwüstungen unter den Heerden an. Merkwürdig ist es jedoch, dass ihre Kameele so gut überwintern, wie diess kaum in weniger rauhen Strichen zu geschehen pflegt. Zwar magern die Thiere bei der fast nur aus Weidenzweigen bestehenden Winternahrung dergestalt ab, dass sie nur aus Haut und Knochen zu bestehen scheinen und ihre Buckel wie ein paar Lappen herabhängen; aber sie erholen sich im Frühlinge sehr bald wieder. Auch die kleinen Pferde magern während des Winters zu Gerippen ab, leisten trotzdem aber, wenn sie gebraucht werden müssen, das für unmöglich Gehaltene. Ihre Rinder sind klein, aber flink und werden auch zum Reiten gebraucht.

Zu der Nahrung, die ihnen ihre Heerden liefern und die in der Hauptsache der der Kalmücken gleicht, kommen noch allerlei wilde Wurzeln, die sie sorgfältig sammeln. Auch sind sie die eifrigsten Theetrinker. Thee und Tabak können ihnen tagelang jede andere Nahrung ersetzen. Dem Thee fügen sie gern das Salz ihrer Salzsee'n hinzu, dessen Hauptbestandtheil Natron ist, und der Seifengeschmack, den

die alkalischen Salze haben, ist ihnen so angenehm, dass sie, wenn sie bei ihrem Thee gewöhnliches Kochsalz gebrauchen müssen, noch die Asche von faulem Birkenholze dazusetzen.

In Folgendem führen wir die Worte des Ober-Taischa (Gemeinde-Ältesten) der Bargusin'schen Buräten, Syren-Mob Ssacharow, aus einem Vortrage an, den derselbe bei Gelegenheit des 1876 in St. Petersburg abgehaltenen Orientalisten-Kongresses gehalten hat:

„Die Transbaikalischen Buräten haben ihre Datsan (Tempel) und ihre Lamén (Priester). Sie kennen die Tibetanische und Mongolische Schrift; in ersterer sind gewöhnlich ihre heiligen Bücher geschrieben. Zu Anfang dieses Jahrhunderts wurden auch Schulen eingerichtet, die auf Kosten der Gemeinden unterhalten werden, und seitdem haben sie auch angefangen, Russisch zu lernen, so dass dieses bereits Vielen geläufig ist.

Die religiösen Ceremonien finden in ihren Jurten und Häusern oder auch in den Tempeln Statt. Sie haben auch ihre Festtage, aber es ist ihnen nicht verboten, an diesen Tagen zu arbeiten. Zu den Volksfesten gehören: das Neujahrsfest, das am ersten Tage des Frühlings-Vollmondes beginnt und daher den Namen Sagan-sara (weisser Mond) führt, und die Feste im Freien, die durch Gottesdienst eingeleitet werden, und an denen sich das Volk mit Wettrennen, Ringkämpfen, Schiessübungen u. dergl. belustigt. Zu den Familienfesten gehören die Hochzeiten, die 3 bis 7 Tage dauern, und der Eintritt eines Familiengliedes in das Jünglingsalter. Die Gebildeten vertreiben sich die Zeit mit dem Schachspiel und mit dem Anhören der Legenden, welche ältere Personen vortragen. Die Jugend giebt sich verschiedenen Gesellschaftsspielen hin“.

Im Ganzen zählt man in Sibirien 208.000 Buräten, von denen 122.000 im Gebiet Transbaikalien und 86.000 im südlichen Theile des Gouvernements Irkutsk leben. Sie stehen unter der besonderen Steppenverwaltung, die in vier Abtheilungen zerfällt; doch üben ihre Geschlechts-Ältesten, die Taischas, und die Lamén grossen Einfluss aus. Mehrere Geschlechter bilden eine Gemeinde, an deren Spitze ein Ober-Taischa steht.

Die Buräten sind im Ganzen ein gewandtes, arbeitsames Volk. Da die Russische Regierung auch ihre guten Eigenschaften als Schützen und umsichtige Streifzügler zu schätzen gewusst, ist ein Theil an der Grenze kosakisch organisiert und bildet eine Brigade, deren Ausbildung der der Russischen Kosaken in Transbaikalien durchaus nicht nachsteht. Die übrigen thun, wie die anderen Nicht-Russen dieser Gegend, keinen Militärdienst.

Den Tungusen benachbart, theilweise von deren Gebiet umschlossen, lebt dasjenige Volk

der Tatarischen Gruppe,

Ethnographie von Russland.

das am weitesten nach Osten und Norden verschlagen worden ist. Es sind diess

die Jakuten,

die sich nach dem Tataren Sachalar, den sie als ihren Stammvater betrachten, selbst „Sachalar“ nennen. Dieselben haben in Folge der Trennung von ihren Stammverwandten das Tatarische Idiom in seiner ursprünglichsten, wenn auch rohesten Form erhalten. Unstreitig hat hierzu auch der Umstand beigetragen, dass sie das einzige Tatarische Volk sind, welches sich nicht zum Islam bekennt, der stets einen grossen Einfluss auf die Umgestaltung der Tatarischen Sprachen geübt hat.

Die Jakuten bewohnen in einer Stärke von nur 80.000 Seelen die unermesslichen Räume auf beiden Ufern der Lena, ungefähr vom 60. Breitengrade bis zum Eismeer und dehnen ihre Streifzüge im Westen bis zur Chatanga, im Osten bis an das Tschuktschen-Gebiet, d. h. bis über den 150. Grad Ö. L. (von Paris), aus. Der allergrösste Theil dieses weiten Gebietes steht unter dem Einflusse der furchtbarsten polarischen Natur. In Jakutsk ist die durchschnittliche Jahres-Temperatur $-8,25^{\circ}$ R., während sie im westlichen Sibirien bei Beresow $-3,4^{\circ}$ und bei Archangelsk $+0,6^{\circ}$ beträgt. In Jakutsk ist das Erdreich gegen Ende des Sommers nur bis zu einer Tiefe von $3\frac{1}{2}$ bis $4\frac{1}{2}$ Fuss aufgethaut; darunter liegt eine nie schmelzende dicke Eisschicht, so dass in den Kellern der Häuser in Jakutsk alles Flüssige selbst im heissesten Sommer schon nach zwei Stunden gefroren ist. Und heiss genug kann der kurze Sommer daselbst sein, denn die mittlere Temperatur des Juli beträgt $+16,35^{\circ}$ R., und es giebt Sommertage, an denen das Thermometer $+36^{\circ}$ zeigt. Der südliche Theil des Gebietes trägt Urwälder von Cedern, Lärchenbäumen und Tannen, die in ihrer ganzen ursprünglichen Herrlichkeit prangen. Auf den waldfreien Stellen bauen die Russen in der Umgegend von Jakutsk bereits Getreide, und zwar nicht nur Gerste und Hafer, sondern auch Sommerroggen und Sommerweizen, ja sogar Kartoffeln, Kohl, Gurken und Erbsen. Alles das keimt, entwickelt sich und reift im Sonnenschein der langen Tage in unglaublich kurzer Zeit. Nördlich von der Mündung des Aldan werden die dichten Wälder bereits vielfach von ausgedehnten Morästen, See'n und nackten Felsrücken unterbrochen. Zwischen dem 68. und 69. Grade hört der Wald auf, und die arktische Natur behauptet von da an ihre volle Herrschaft. Hier geht die Sonne in 52 Tagen — vom 15. Mai bis 6. Juli — nicht mehr unter, aber ihre schräg auffallenden Strahlen haben eben nur noch so viel Kraft, dass sie im Juni dem verkrüppelten Lärchen- und Weidengebüsch kleine Blätter, den nach Süden gewendeten Flächen ein mattes Grün, hier und

da ein bescheidenes Blümchen entlocken und in guten Jahren auch kleine Johannis-, Preissel- und Rauschebeeren zur Reife gelangen lassen. Im Juli stellen sich die Mückenschwärme ein, welche oft so dicht sind, dass sie die Sonne verfinstern und Menschen und Thieren zur entsetzlichsten Plage werden. Erstere bekommen von den Stichen der unbarmherzigen Quäler ein Hautfieber, letztere werden zuweilen buchstäblich zu Tode gemartert. Mit dem November tritt klingender Frost ein, und am 28. desselben Monats geht die Sonne unter, um 38 mal 24 Stunden nicht wieder aufzugehen. Die Trostlosigkeit dieser langen Nacht wird nur einigermaassen durch das Schneelicht und Nordlichter gemildert. Im Januar steigt die Kälte oft auf -46° R., und selbst die Renthier, diese eigentlichen Bürger der Polarregion, haben sich dann in die dichtesten Wälder zurückgezogen und stehen, fest aneinander gedrängt, unbeweglich da. Sogar der Schnee dampft, und die einsame Krähe, die diese eisige Luft durchschneidet, lässt einen dunstartigen Streif hinter sich. Heitere Tage sind selbst bei Sonnenschein selten, denn die Winde bringen Dämpfe herbei, welche die Quellen alles Lichtes verschleiern und Nebensonnen, Regenbogen und Luftspiegelungen erzeugen. Der Reisende Bulytschew berichtet, dass bei der fürchterlichen Kälte, die in dieser Gegend nicht ungewöhnlich ist, die Kohlsuppe, heiss aus dem Kessel geschöpft, am Rande des Löffels schon gefroren ist, wenn dieser zum Munde gelangt. Im höchsten Norden herrscht die trostlose Öde der Tundra, der moosbedeckten Steppe, die im Sommer nur an der Oberfläche aufthaut, während der weitaus grösseren Hälfte des Jahres in das Leichentuch des Polarwinters gehüllt ist. Dann durchstreift nur ab und zu ein Steinfuchs oder wildes Renthier dieses Reich des Todes; im Frühlinge erscheinen jedoch Schaaren von Schwänen, wilden Enten und Gänsen zum Brüten und im Sommer die Renthier, die sich vor den Mücken aus den Wäldern hierher flüchten.

Ist ein solches Land geeignet, ein Kulturleben zu erzeugen? Offenbar nicht. Daher sind die Jakuten auch nicht zu verdammern, wenn sie Wilde geblieben sind, die eben nur durch die Sorge für ihren Lebensunterhalt angetrieben werden, ihr vegetatives Leben nicht ganz zu verträumen. Kein Wunder auch, dass eine Abnahme des Volkes konstatiert worden ist. Die Russische Regierung hat sich der Jakuten fürsorglich angenommen, und die Russischen Ansiedler haben sie hierbei aufs Beste unterstützt. Wie weit diess geht, ergibt sich schon daraus, dass in Jakutsk die eigentliche Umgangssprache das Jakutische ist — sicher ein einzig in seiner Art dastehendes Beispiel. Es hilft Alles nichts; auch bei der Schilderung dieses Volkes hat der Ethnograph das Gefühl, dass er einen Nekrolog schreibt.

Die Jakuten sind ursprünglich alle Nomaden, deren Reichthum in ihren Pferde- und Rinderheerden besteht, während die im Norden in der Ebene wohnenden auch Schlittenhunde als Haushiere halten. Die grossen Vortheile, welche ihnen seit der näheren Berührung mit den Russen aus der Jagd auf Pelzthiere erwachsen, hat jedoch Viele veranlasst, sich dem Jägerleben zu widmen. Bären, Wölfe, rothe, blaue und schwarze Füchse, Eisfüchse, wilde Renthier, Hermeline, Eichhörnchen, Hasen, Moschusthiere, vor Allen Zobel werden hier in grosser Menge erlegt. Nächst den Zobel-Solitaires, von denen bei den Tungusen die Rede war, sind die Felle der schwarzen Füchse die werthvollsten, und die schönsten derselben werden mit Hunderten von Rubeln, ja mit 1000 Rubeln das Stück bezahlt.

Zur Fischerei laden die vielen grossen Ströme des Landes ein, die alle ausserordentlich fischreich sind. Ein anderer Reichthum des Jakuten-Landes ist das fossile Elfenbein, so dass das Aufsuchen der Mammuthknochen als ein Neben-erwerbszweig der Jakuten zu nennen ist. War es doch auf dem östlichen Ufer der Lena, wo 1799 ein im Polar-Eise noch vollständig erhaltenes Mammuth mit Fleisch, Haut und Haaren gefunden wurde. Leider kam erst 1806 der Engländer Adams, der den Grafen Golowkin auf seiner Gesandtschaftsreise nach China begleitete, dazu, und er fand das Fleisch schon von Bären und Wölfen aufgezehrt. Die Haut war noch ziemlich erhalten, und 10 Mann wurden gebraucht, um sie zwei Werst weit fortzuschaffen. Das vollständige Gerippe dieses Mammuth steht jetzt im St. Petersburger zoologischen Museum neben dem eines ausgewachsenen Elephanten, welches die kolossalen Dimensionen jenes um so deutlicher hervortreten lässt.

Die Jakuten sind klein von Gestalt, aber gedrungen; der Kopf ist gross, das Gesicht breit mit grossem Munde und hervorstehendem Unterkiefer. Die grossen Ohren stehen meist vom Kopfe ab; Haar- und Bartwuchs sind schwach.

Die Kleidung besteht im Winter aus Renthierfellen, und zwar einem mit dem Haar nach innen gekehrten Hemde, einem kurzen Rocke mit dem Haar nach aussen, Lederbeinkleidern und den langen Pelzstiefeln aus Renthier-Beinfellen. Im Sommer tritt leichteres gegerbtes Leder an die Stelle der Felle. Im Süden, besonders da, wo fast ausschliesslich Viehzucht getrieben wird, hat die Tracht der Jakuten schon einen Russischen Zuschnitt und setzt sich aus einem rothen oder blauen Hemd aus Baumwollenstoff oder Leinwand, weiten Beinkleidern, leichten Stiefeln aus Renthierfellen und einem langen Rocke aus grobem weissen Wollenzeuge zusammen.

Die Wohnungen der Jakuten sind zweierlei Art. Auf ihren Nomadenzügen im Sommer bewohnen sie leichte Zelte

von Birkenrinde, im Winter Hütten (Jurten) aus schwachen Balken, die in Form abgestumpfter, zuweilen sechsseitiger Pyramiden zusammengestellt und von aussen dick mit Erde und Rasen belegt sind. Zwei kleine Öffnungen, im Winter mit Eisstücken, im Sommer mit Fischblase oder geöltem Papier geschlossen, erhellen das Innere nur nothdürftig. Der Fussboden wird mit Lehm festgestampft, zuweilen auch gediebt. An den Wänden befinden sich Sitze aus Lehm oder Flechtwerk, die gleichzeitig als Schlafstätten dienen und, wenn mehrere Familien die Jurte bewohnen, nach deren Zahl durch leichte Seitenwände in Abtheilungen geschieden werden. In der Mitte, doch etwas näher zum Eingange befindet sich der Ofen, der auch zugleich Herd ist, der schon bekannte Tschuwal. An den Wänden hängen Waffen, Geräthe und Kleidungsstücke. Leider verbreitet sich über Alles der Geist der Unordnung und Unsauberkeit, der bei einer Lebensweise, welche alle Kräfte der Menschen für die Befriedigung der nächsten Lebensbedürfnisse in Anspruch nimmt, nur zu begreiflich ist. Ausserdem haben sie ähnlich erbaute Ställe für die Kühe, die bei grosser Kälte wohl auch in die Wohnjurte genommen und in die dunklen Räume zu beiden Seiten des Tschuwals gestellt werden. Die Pferde bleiben jedoch auch im Winter draussen und müssen sich, eben so wie die Renthier, ihr Futter selbst suchen.

Die Nahrung der Jakuten besteht in gekochtem Pferde- oder Rindfleisch, gesäuerter Milch, Beeren und Cedernüssen. Brod und gebratenes Fleisch sind ihnen ziemlich fremd. Aus der Kuhmilch bereiten sie eine Art Käse, die sogenannte Jakutische Butter. Fett ist ihr grösster Leckerbissen, und sie können dasselbe roh und geschmolzen, frisch und ranzig in Masse geniessen. Oft führt freilich auch die dem halb-wilden Menschen eigene Unbedachtsamkeit und Trägheit Nothstände herbei; dann mischen sie ihren Speisen die zerstampfte innere Rinde von Lärchen- und Fichtenbäumen bei, und die Ärmeren begnügen sich alsdann Wochen lang mit einer Brühe aus solcher Rinde ohne alle Beimischung von Fleisch und mit sauren Fischen, die kaum zum Hundefutter taugen. Ihr Getränk ist der Kumys und ihr Hauptgenussmittel der Tabak, dessen Rauch sie verschlucken, um sich in einen dem Rausche ähnlichen Zustand zu versetzen. Den grössten Genuss bereitet ihnen jedoch der Branntwein, den sie sich freilich nur schwer verschaffen können, und der daher beim Pelzhandel eine bedeutende Rolle spielt.

Die kennzeichnenden Züge im Charakter der Jakuten sollen Verschlossenheit, Ungeselligkeit und Rachsucht sein, woraus man es sich auch erklärt, dass sie selten in grösseren Gemeinden bei einander leben und z. B. jenseit des Werchoturischen Gebirges die einzelnen Jurten oft Hunderte

von Wersten von einander entfernt liegen. Gegen die Fremden sind sie jedoch ausserordentlich zuvorkommend und gastfrei. Baron von Wrangell, der einige Zeit in der Jakutischen Sommerniederlassung bei Ssredne-Kolymsk zubrachte, konnte die dortigen Jakuten nicht genug wegen ihrer Gastfreiheit, Sittenreinheit und patriarchalischen Einfachheit rühmen und nennt sie wiederholentlich ein gutartiges Volk.

Die Jakuten, die früher Schamanische Heiden waren, sind sämmtlich, wenigstens dem Namen nach, Christen, und wo das Christenthum tiefere Wurzeln geschlagen, haben sich auch die Sitten wesentlich gemildert. Vor 80 oder 90 Jahren war es noch üblich, neugeborene Kinder weiblichen Geschlechts in Körben an den Bäumen aufzuhängen und sie ihrem Schicksal zu überlassen; heute blickt der Jakute auf diese Sitte seiner Vorfahren mit dem grössten Abscheu. Die Frauen werden wohl immer noch für den Kalým gekauft und halb als Sklavinnen behandelt, es ist diess aber eine bei allen wilden und halb-wilden Völkern zu tief eingedrungene Sitte, als dass sie so bald hätte verschwinden können. Auch die Schamanen stehen bei ihnen noch im höchsten Ansehen. Ab und zu sieht man noch um Mitternacht eine Jakutenhütte erhellt, und man kann dann überzeugt sein, dass ein Schamane daselbst seinen Zauber übt, um ein krankes Vieh zu heilen, ein gestohlenen oder verlorenes Gut wiederfinden zu lassen, den Beistand der Geister für irgend ein Unternehmen zu erlangen u. dergl. m. Ja, auch die alten Götter der Schamanenzeit stehen trotz der vor längerer Zeit abgegebenen Erklärung der Russischen Regierung, „dass das gute Volk der Jakuten für würdig befunden worden, mit seinen Russischen Brüdern zu einer grossen christlichen Familie vereinigt zu werden“, noch immer in voller Verehrung. So theilte der Jakute Porjadin in der Sitzung der Ethnographischen Abtheilung der Russischen Geographischen Gesellschaft vom 5. April 1877 den überraschten Zuhörern eine ganze, noch jetzt zu Kraft bestehende Jakutische Götterlehre mit. Nach derselben wird die Hauptgottheit Ai-Tojon als der Schöpfer der himmlischen, mittleren und irdischen Welt verehrt. Derselbe residirt im neunten Himmel, wo es ihm nie an Fleisch, Butter und Fett gebricht. Es giebt ferner noch eine Göttin der Befruchtung und Geburt, einen Schicksals-Gott, je einen Gott des Wetters, des Feuers, der Wälder &c. Zu den Göttern zweiten Ranges gehören die Jewssiden, eine Art Schutzengel, aber auch böse Geister (Schaitane). Die Seelen der Verstorbenen verwandeln sich, je nachdem diese auf Erden gut oder schlecht gewesen, in helle oder dunkle Schatten. Weiter haben sich die Jakuten mit der Lösung eschatologischer Probleme nicht befasst.

Ihre gesellschaftliche Ordnung hat den Tatarischen Zu-

schnitt. Jedes Geschlecht hat ein Haupt, und mehrere Geschlechter bilden eine Gemeinde mit einem Ältesten an der Spitze.

Die um die Chatanga wohnenden Jakuten werden *Dolganen* genannt und sind Renthier-Nomaden.

Von dem friedlichen Volke der Jakuten, das seit Jahrhunderten mit den Russen im besten Einvernehmen gelebt hat, wenden wir uns zu einem der kriegerischsten und unruhigsten Tatarischen Völker,

den Kirgisen.

Wir müssen bei dem gewöhnlich unter diesem allgemeinen Namen zusammengefassten Volke zwei scharf markirte Schattirungen unterscheiden: die Kirgisen, welche eigentlich Kasaken¹⁾ heissen und von den Russen den Namen Kirgis-Kaissaken erhalten haben, und die Karakirgisen, die von den Russen auch *Diko-kámennyje Kirgisy*, d. h. wilde Gebirgs-Kirgisen, von den Chinesen und Kalmücken *Buruten* genannt werden. Beide, besonders die ersteren, sind zahlreich und geben den Dingen in Central-Asien ihre eigentliche Färbung und ihren Gehalt.

Die Kirgis-Kaissaken

hatten sich in der Mitte des 15. Jahrhunderts der drückenden Herrschaft ihrer Tatarischen Stammesverwandten, die in den Gebieten um den Aral-See nomadisirten, und für welche um diese Zeit der Name Usbeken aufkam, entzogen, waren ihren Sultanen, den Brüdern Girei und Dshani-Bek aus dem Geschlechte Tschingis-Chan's, nach Osten gefolgt und hatten sich hinter dem Balchasch-See niedergelassen. Sie verstärkten sich hier durch stammverwandte Zuzügler und wurden bald selbstständig und so mächtig, dass sie 300.000 Krieger stellen konnten. Nach dem Abzuge der Usbeken nach dem Amu-Darja zog ein Theil von ihnen in die nördlich und nordöstlich vom Aral-See belegene Gegend, und zu Ende des 16. Jahrhunderts herrschten sie in Turkestan und Taschkent. Diess war die Zeit ihrer höchsten Machtentwicklung und Blüthe, in welcher sich auch die Theilung in die Grosse, Mittlere und Kleine Horde vollzog. Turkestan und Taschkent blieben die Hauptsitze der Mittleren Horde, während die Grosse nach Osten, die Kleine nach Norden und Westen wanderte. Innere Zwistigkeiten schwächten sie so, dass, als die Kalmücken sie im Südwesten, die Sibirischen Kosaken von Norden her und die Dsunganen im Osten bedrängten, Abul-Chaïr, der Chan der Kleinen Horde, keinen anderen Ausweg fand, als den, Peter dem Grossen die Unterwerfung anzubieten. Diese wurde

¹⁾ Kasak heisst nach seiner eigentlichen Orientalischen Bedeutung Freibeuter, Vagabund.

jedoch wegen der unter ihnen herrschenden Uneinigkeit nicht angenommen. Als nun die Dsunganen 1723 Turkestan und Taschkent eroberten, wandten sich die Mittlere und die Kleine Horde nach Westen, vertrieben die Baschkiren aus ihren Wohnsitzen und nahmen den ganzen Raum zwischen dem Aral-See, dem Kaspischen Meere und dem Ural-Flusse ein. Die Kleine Horde wurde so Nachbarin Russlands. Abul-Chaïr hatte sich unterdessen durch Gewandtheit und berechnende Schlaueit auch zum Chan der Grossen Horde gemacht, Turkestan wieder in Besitz genommen und noch die Herrschaft in Chiwa erlangt. Die Herrlichkeit dauerte aber nicht lange, denn er wurde durch Schah Nadir vertrieben. In dieser Noth schlug er 1730 den Kirgis-Kaissaken der Kleinen Horde vor, sich an Russland anzuschliessen, doch erst 1734 kam mit diesem eine Einigung zu Stande, in Folge deren Abul-Chaïr als erblicher Chan anerkannt, die Errichtung der Festung Orsk an der Mündung des Or in den Ural zum Schutze gegen die Nachbarn zugesagt wurde, und Abul-Chaïr sich verpflichtete, die Russische Grenze zu achten, die Karawanen zu schützen und im Nothfalle eine Hülfsstruppe zu stellen. Das Eingehen Russlands auf Abul-Chaïr's Plan und die Unkenntniss von den wahren Zuständen, den Gefühlen und Wünschen der Kirgis-Kaissaken, über welche man sich nur durch oft sehr zweideutig verfahrenende Dolmetscher unterrichten konnte, muss als die Ursache aller der Schwierigkeiten betrachtet werden, deren Beseitigung Russland ungeheuere Opfer auferlegt und es schliesslich erobernd bis an den Hindukusch geführt hat. Schon der Umstand, dass die Russische Regierung die Chane, die oft sehr unpopulär waren, aufrecht erhalten musste, erregte viel Missvergnügen bei den Kirgis-Kaissaken, die, obwohl nominell Russische Unterthanen, Russland keineswegs freundlich gesinnt waren und, da die Chane alle Autorität eingebüsst hatten, oft mit Waffengewalt im Zaume gehalten werden mussten. Dazu kam, dass man die Kirgis-Kaissaken, mit denen man meistentheils vermittelst Tatarischer Mulla's in Tatarischer Sprache verkehrte, für eifrigere Mohammedaner hielt, als sie wirklich waren, und, um ihren vermeintlichen religiösen Bedürfnissen zu genügen, an der Linie Moscheen für sie erbauen liess, für Anstellung Tatarischer Geistlichen Sorge trug und so eine Religion verbreiten und befestigen half, die unter den obwaltenden Umständen die gefährlichste für die Pläne der Russischen Regierung war.

Die Mittlere Horde hatte zwar gleichzeitig mit der Kleinen ihre Unterwerfung angeboten, aber der kühne und arglistige Chan Alai hatte, mit Russland und China zugleich liebäugelnd, die faktische Unabhängigkeit bis zu seinem 1781 erfolgten Tode zu behaupten gewusst, und erst sein Sohn Wali-Chan unterwarf sich, ohne dadurch

seine Horde zu ganz zuverlässigen Unterthanen Russlands machen zu können.

Nach dem Gesagten war es wohl kein Wunder, dass der Handel durch beständige Béunruhigung und Beraubung der Karawanen die empfindlichste Einbusse erlitt. Um diesem Übelstande einigermaassen abzuhelpen, wurden in der Mittleren Horde Russische Kolonien angelegt, 1824 die Bezirke Karakalinsk und Koktschetaw gebildet und die Kirgisen mit einer Steuer belegt. In der Kleinen Horde aber wurden Festungen errichtet, worauf 1835 eine neue durch vier Forts befestigte Linie zwischen den Flüssen Ural und Ui organisirt wurde. Gleichzeitig wurden die Bezirke vermehrt, so dass es deren 1837 bereits 10 gab, die von Sultanen verwaltet wurden. Aber auch dieses energische Verfahren der Russischen Regierung hatte nicht den gewünschten Erfolg, weil die Eintheilung ohne Berücksichtigung der eigenthümlichen Beziehungen zwischen den oft in Fehde mit einander lebenden Geschlechtern gemacht war. Die von der Russischen Regierung geschützten Chane hatten so wenig Einfluss auf das Volk, dass dieses viel lieber seinen durch wagehalsige Thaten ausgezeichneten „Batyren“ (Helden) als jenen Folge leisteten. So konnte es nicht fehlen, dass oft Unruhen ausbrachen, die zuweilen bedeutende Dimensionen annahmen, wenn einer dieser Volkshelden sich an die Spitze der Unzufriedenen und Beutegierigen stellte. Zur Unterdrückung dieser Aufregung wurden die Forts Turgai und Irgis, später noch das Fort Karabutak angelegt.

Die Grosse Horde schloss sich erst 1847 an Russland an, und zu ihrem Schutze wurden die Festungen Kopal (1847) und Wjernoje (1854) erbaut. Auch fassten die Russen festen Fuss am Syr-Darja, wo das Fort Aralsk errichtet wurde.

Die fortgesetzten Raubzüge der Chiwesen und Kokaner machten die Expedition des Generals Perowski nach Akmetseth nothwendig, worauf am Syr-Darja eine ganze Reihe von Forts angelegt wurde, deren letztes das 1861 erbaute Dschulek war. Vom Syr-Darja zurückgescheucht, begannen die Kokaner jetzt ihre Feindseligkeiten gegen die Grosse Horde am Ili. Unterdessen waren auch einzelne Geschlechter der Karakirgisen Russische Unterthanen geworden und zu ihrem Schutze war das Fort Aksu am Issik-Kul errichtet worden, wodurch auch zugleich die Russische Kolonisation eine sichere Gelegenheit erhielt, bis zu dem genannten See vorzudringen.

Die fortdauernden durch die Kokaner veranlassten Unruhen, denen oft die Handelskarawanen zum Opfer fielen, zwangen die Russische Regierung, die zum Schutze der unterworfenen Kirgisen errichteten Linien immer mehr zu vervollständigen. So wurde 1864 die neue Linie etablirt, welche die Lücke zwischen den Forts Wjernoje und Perowski ausfüllen sollte, und diess hatte die Einnahme der Städte

Turkestan und Taschkent und die Besetzung der befestigten Punkte Tokmak, Merke und Aulie-Ata zur Folge. Da der Emir von Buchara sich in den Streit mischte, nahmen die Eroberungen und Annexionen immer grössere Dimensionen an, wie diess bereits im 1. Heft der „Mittheilungen“ von 1877 kurz geschildert worden.

Wir haben in dieser flüchtigen historischen Skizze nachzuweisen gesucht, welche Umstände Russland in die Nothwendigkeit versetzt haben, die so kostspieligen und lästigen Erwerbungen von Gebieten mit einer feindseligen, unruhigen und durch despotische Verwaltung sowohl wie durch innere Kämpfe demoralisirten Bevölkerung bis an den Fuss des Pamir fortzusetzen. Schon 1864 hatte die Regulirung der Grenze das Misstrauen Englands erregt. Der Russische Reichskanzler Fürst Gortschakow erklärte damals in einer Note, dass Russland nur die nomadisirenden Stämme zur Botmässigkeit habe zwingen müssen, um an seinen Grenzen Ruhe zu schaffen, und dass es nicht an Eroberung von Staaten denke, in denen eine geordnete, wenn auch zurückgebliebene staatliche Organisation bestehe, weil diess von Annexion zu Annexion führen und zahllose Verwickelungen herbeiführen müsse. Diese Ansicht des Fürsten Gortschakow war gewiss nicht nur richtig, sondern auch aufrichtig gemeint. Wenn daher später die Nothwendigkeit eintrat, doch weiter zu gehen, als es beabsichtigt war, so ist diess der Unberechenbarkeit Asiatischer Zustände zuzuschreiben, denen gegenüber die Russischen Generale von Fall zu Fall und oft so plötzlich zu entscheiden hatten, dass es ihnen vom militärischen Standpunkt der Beurtheilung unmöglich war, oder wenigstens schien, die Genehmigung ihrer Schritte von Petersburg abzuwarten. Dass die Russische Regierung mit dem Verhalten ihrer Generale nicht zufrieden war, beweist am besten die Abberufung des Generals Tschernajew, der den Eroberungslauf begonnen hatte. Dass, nachdem dieser Weg einmal betreten, kein Stillstand mehr möglich war, wird jeder leicht begreifen, der die hier in Betracht kommenden Völker kennen gelernt hat, denen das geringste Zeichen von Schwäche von Seiten Russlands das Signal zur Plünderung seiner Grenzdistricte gegeben hätte.

Was nun die Organisation der Kirgisen anbelangt, so ist dieselbe durch das von der Steppen-Kommission entworfene Reglement von 1867 geordnet. In Central-Asien wurde Turkestan vom Generalgouvernement Orenburg abgelöst und ein eigenes General-Gouvernement Turkestan gebildet, das die Gebiete Syr-Darja und Ssemiretschensk — letzteres vom Gebiet Ssemipalatinsk abgelöst —, die Bezirke Sarafschan und Kuldsha umfasst, wozu später noch das Gebiet Ferghana (das ehemalige Chanat Kokan) und der Bezirk Amu-Darja kamen.

Die Nomaden erhielten eine administrative Eintheilung in Auls und Gemeinden (Wolosse), die von selbst gewählten Ältesten verwaltet werden. Die angesessene eingeborene Bevölkerung hat in grösseren Dörfern und Städten ihre auf drei Jahre gewählten Ältesten (Aksakale, eigentlich Graubärte), denen noch eine gleichfalls auf drei Jahre erwählte Kommunalverwaltung zur Seite steht, die in allen wirthschaftlichen Fragen, wie z. B. Steuerveranschlagung u. dergl., ziemlich freie Hand hat. Die Gerichtsbehörden sind dreifacher Art: Militärgerichte, zu deren Kompetenz Aufreizung zum Aufstande, Angriffe auf Posten oder Militärtransporte, Ermordung von Beamten und überhaupt Christen u. dergl. gehören; Civilgerichte, die auf Grundlage der Russischen Justizverfassung über andere Verbrechen gegen Russen und über Streitigkeiten zwischen Russen und Eingeborenen zu entscheiden haben, und Gerichte für Eingeborene, durch selbstgewählte Richter (Bii) gebildet, die nach dem nationalen Gewohnheitsgesetz (Adat) über alle unter den nomadisirenden Eingeborenen entstandenen Streitigkeiten aburtheilen. In den Städten üben die früheren eingeborenen Richter die Justiz nach dem mohammedanischen Gewohnheitsrechte (Schariat).

Von den früheren Steuern ist der Zehnte von den Produkten beibehalten worden; der Handel wird nach dem Russischen Handelsgesetz besteuert; ausserdem wird eine kleine Kommunalsteuer zur Besoldung der Richter, Kommunalbeamten &c. entrichtet. Die Nomaden zahlen eine sogenannte Kibitkensteuer von 3 Rubeln und eine Kommunalabgabe $\frac{1}{2}$ Rubel für jedes Zelt.

In politischer Hinsicht verdienen die Geschlechter der Kirgis-Kaissaken in so fern Beachtung, als von einzelnen derselben zahlreiche Mitglieder auch auf Chinesischem Gebiete nomadisiren. Hierher gehören von der Mittleren Horde die Kirejer im Norden und Osten des Saissan-See's, die Baidshigiten in der Nähe des Tarbagatai-Gebirges und die Kysaer im Kreise Ssergiopol. Die letzteren beiden namentlich sind wegen des engen Zusammenhangs mit ihren Chinesischen Geschlechtsgenossen sehr gefährliche Elemente. In der Grossen Horde sind die Geschlechter der Dshalairen, Atbanen und Dulaten die bedeutendsten. Auch sie hatten es nicht vergessen, dass sie bis 1847 ganz unabhängig gewesen waren und lavirten lange Zeit zwischen den Usbekischen Chanaten und Russland, bis denn zuletzt jede Hoffnung schwinden musste, auf diese Weise ein zufriedenstellendes Ziel zu erreichen.

Die Abgrenzung der einzelnen Horden ist schwer festzustellen. Die Grosse Horde nomadisirt im Gebiet Ssemiretschensk in den Kreisen Wjernoje und Tokmak, im Syr-Darja-Gebiet in den Kreisen Tschemkent, Aulie-Ata, Dshisak und in Theilen des Kreises Taschkent (Kurama) und die

Mittlere in den Kreisen Kopal und Ssergiopol des Gebietes Ssemiretschensk und zum Theil in den Kreisen Taschkent und Perowsk des Gebietes Syr-Darja. Die Kleine Horde, die nur im Kreise Kasalinsk allein, in den Kreisen Perowsk und Taschkent mit anderen Horden zusammen auftritt, erstreckt sich über die nach Westen und Norden gelegenen Gebiete. Einen ganz abgezweigten Theil der Kleinen Horde, die sogenannte Innere (Bukei'sche) Horde haben wir bereits im Gouvernement Astrachan des Europäischen Russlands kennen gelernt.

Die Kirgis-Kaissaken sind in der grossen Masse Nomaden; ihr Hauptreichthum sind ihre Pferde- und Rinderherden, ihre Kameele und Schafe. Die Grosse Horde hat den reichsten Viehbestand, weil sie bis 1863 gar keine Abgaben zu zahlen hatte, und ausserdem in dem von ihr durchwanderten Gebiete Glatteis und Winterstürme weniger Opfer fordern. Viele beschäftigen sich jedoch auch schon mit dem Ackerbau, der besonders am Syr-Darja in Aufnahme gekommen ist. Die Nomaden sehen zwar mit einer gewissen Geringschätzung auf ihre Ackerbau treibenden Stammesgenossen, doch hat die Liebe zum Gewinn, den namentlich der Weizenbau bringt, auch die Kirgis-Kaissaken bei Aulie-Ata und am Nordabhange des Alexander-Gebirges diese Nichtachtung überwinden gelehrt. Diejenigen, welche am Irtytsch und überhaupt in der Nähe Russischer Niederlassungen wohnen, treten oft bei Kosaken und Kaufleuten in Dienst. Zum eigentlichen Militärdienst werden sie noch nicht herangezogen, wohl aber zum Patrouilliren, zu Begleitkommandos, im Führer- und Postdienst vielfach mit Erfolg verwendet.

Die Lebensweise der Kirgis-Kaissaken entspricht ihrer Beschäftigung. So bestehen die Wohnungen der Nomaden noch in den ursprünglichen Kibitken, Zelten, die aus leichtem Gitter- und Stangenwerk und Filzdecken gebildet werden; die ganz oder halb ansässigen Ackerbauer wohnen in Hütten, die zum Theil in die Erde eingegraben sind.

Ihre Züge verrathen im Allgemeinen den Typus der Mongolischen Race; besonders ist diess bei den „weissen Knochen“ (Adel) und den Frauen der Fall. Im Besonderen ist es schwer, in der Beschreibung einen bestimmten charakteristischen Zug anzugeben, da die verschiedenartigsten Gesichtsbildungen vorkommen. Sie scheeren das Haupt und lassen den Bart, der übrigens nie stark ist, wachsen. Die Tracht der Männer besteht in sehr weiten, in den meisten Fällen aus Leder angefertigten Beinkleidern, einem groben Hemde mit breit überfallendem Kragen, einem weiten mit einem Gürtel zusammengehaltenen Rocke, über welchen, wenn das Wetter es erfordert, noch einer oder zwei gezogen werden. Die Wohlhabenden tragen wohl auch reich mit Seide, Silber und Gold gestickte Sammetröcke. Derartige rothe Röcke verleiht die Russische Regierung als eine be-

sondere Auszeichnung, und sie sind sehr stolz darauf. Mehr Werth hat jedoch für sie eine Medaille oder ein Kreuz. Den Kopf bedecken sie mit einem gestickten Käppchen, über das im Freien eine grosse Fellmütze oder ein konischer Filzhut mit eingeschlitzten umgeschlagenen Rändern gesetzt wird. Bei feierlichen Gelegenheiten tragen sie auch zuweilen sehr hohe Hüte mit Rändern, die in zwei grossen Hörnern aufwärts gerichtet sind. Den grössten Luxus treiben sie jedoch mit ihren Gürteln, Sätteln und Zäumen, die oft so reich mit Silber, Gold und Edelsteinen besetzt sind, dass sie ganz daraus zu bestehen scheinen. Die Frauen sind fast eben so gekleidet, doch umhüllen sie oft Kopf und Hals mit einem Stück Baumwollzeug in losen Falten. Die Knaben gehen oft nackt, oder sind nur mit einem Hemd und weiten Beinkleidern bekleidet.

Die Kirgis-Kaissaken sind meist noch unverdorben Kinder der Natur, und so sind auch ihre Fehler und Tugenden denen der Kinder ähnlich. Jedenfalls sind sie allen Völkern Central-Asiens an intellektuellem und moralischem Gehalt überlegen. Beim ersten Begegnen mag man sich vielleicht nicht von ihnen angezogen fühlen; wer aber ihr heiteres, argloses, geselliges Wesen, ihre bis zur Schädigung ihres eigenen Interesses gesteigerte Gastfreiheit, besonders die hohe Achtung, die sie dem Alter und der Autorität zollen, kennen gelernt hat, muss sie lieb gewinnen. Sie sind Freunde der Musik und des Gesanges, und ihre Lieder entbehren nicht einer einfachen Poesie. Zu den Festen, zu welchen jede Heirath, Beschneidung oder sonstige Familienereignisse willkommene Gelegenheit bieten, kommen sie Hunderte von Meilen herbeigeeilt, und sie sind dann mit dem grössten Eifer und Interesse bei den veranstalteten Hauptvergnügungen: Wettrennen, Ringkämpfen, Falkenjagden u. dergl., dabei. Ganz besonders lieben sie die Neuigkeiten, die zu hören oder zu erzählen sie gern viele Meilen weite Ritte unternehmen. So durchschwirren denn auch alle möglichen Nachrichten mit fast telegraphenartiger Schnelligkeit die Steppe, und bei der Leichtgläubigkeit Aller ist das Geschäft der Neuigkeitenträger ein sehr dankbares. Leider paart sich mit dieser Leichtgläubigkeit auch eine grosse Unzuverlässigkeit bei Versprechungen und Verpflichtungen. Im Kampfe sind sie eher feige als tapfer, aber sie sind vortreffliche Schützen, da das Leben in der freien Natur ihre Sinne und ihre Beobachtungsgabe ausserordentlich geschärft hat. Gar zu gern unternehmen sie auch Raubzüge gegen Geschlechter, mit denen sie in Hader leben, wobei es dann hauptsächlich auf das Legen von Hinterhalten und dergleichen Kriegslisten hinausläuft. Sie sind bei solchen Gelegenheiten die unermüdlichsten Reiter, aber überaus faul in Allem, was Handarbeit ist. Wenn sie ihre Heerden besorgt oder eine Raubexpedition ausgeführt haben, ist

ihr Tagewerk vollbracht, alles Andere überlassen sie den Frauen.

Sie bekennen sich zwar zum Islam, sind aber durchaus nicht fanatische Mohammedaner, und ihre Lieblingsvorstellungen und Neigungen wurzeln noch im Schamanismus. Das klarere Bewusstsein, dass sie den Lehren des Korans anhängen sollen, verdanken sie, wie oben angedeutet, der Russischen Regierung. Als Mohammedaner können sie auch mehrere Frauen haben und sie kaufen sich dieselben für einen Kalým in Pferden und Rindern. Da die Abgeschlossenheit der Frauen bei ihrer Lebensweise unmöglich ist, zeigen sich dieselben meist unverschleiert. Die Frauen spinnen, nähen und sticken die Kleidungsstücke, kochen, pflegen die Kinder, kurz, besorgen alle Arbeiten im Innern, oft aber auch auf den Feldern, mit denen sich die Männer so wenig wie möglich zu schaffen machen.

Ihre Nahrung liefern ihnen ihre Heerden. Ihre Hauptnahrung ist Kumys und Pferdefleisch; doch ist auch der Ziegelthee sehr beliebt. Sie verstehen es auch, ein mehr betäubendes als berauschendes Getränk, Busa genannt, zu brauen. Sie können zwar gut 24 Stunden lang ohne Getränk und noch länger ohne Nahrung sein, wenn sich aber die Gelegenheit bietet, kennen sie auch kein Maass bei ihren Genüssen.

Das von den Kirgis-Kaissaken durchstreifte Gebiet erstreckt sich über die südlichsten Striche der Gouvernements Tomsk und Tobolsk, und über ganz Central-Asien, reicht aber noch tief in China hinein. Die Gesamtstärke der Kirgis-Kaissaken beträgt 2.299.366 Individuen.

Mit den Kirgis-Kaissaken nahe verwandt sind

die Karakirgisen oder Buruten,

die jedoch, da sie meistentheils abgeschlossene Gebirgslandschaften bewohnen, in vielen Stücken eine nur ihnen eigenthümliche Entwicklung gewonnen haben. Sie müssen sich früher über viel weitere Räume ausgedehnt haben als jetzt, da sie bereits im 7. Jahrhundert den Chinesen als ein am oberen Jenissei wohnendes Volk bekannt waren und mit diesen, so wie mit Arabern und Ost-Turkestanern in Verbindung standen. Um diese Zeit scheinen sie auch einen höheren Grad der Gesittung als jetzt gekannt zu haben. In dem Tumult der Völkerbewegungen im frühen Mittelalter verlieren sie sich von der Schaubühne und erscheinen erst wieder in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts unter dem Namen „Kirgisen“, und zwar in zwei getrennten Gruppen, von denen die eine in einem Theile ihrer früheren Wohnsitze am oberen Jenissei, die andere, bedeutend grössere, im Thian-Schan und auf dem Pamir nomadisirte. Erstere verschwindet im Laufe des 18. Jahrhunderts während der Kämpfe mit den Kalmücken und anderen Völkern, und nur

ein schwacher Rest erreichte die Stammverwandten im Thian-Schan. Zu Ende des vorigen Jahrhunderts waren sie den Chinesen unterthan, dann kamen sie unter die Oberhoheit Kokans, von welchem sie sich jedoch 1842 während der Unruhen dieser Zeit faktisch unabhängig machten. Innere Zwistigkeiten zwischen den verschiedenen Geschlechtern, besonders zwischen den Bogu und Ssarybagisch, veranlassten die am Issyk-Kul nomadisirenden Familien, sich nach einander unter Russischen Schutz zu begeben, während die anderen den früheren Herrscher von Kaschgar als Schutzherrn anerkannten. Gegenwärtig wird ihr Gebiet im Osten durch den Meridian von Kuldscha, im Norden durch den Kungei-Alatau und den Nordabhang des Alexander-Gebirges, im Westen durch eine Linie von Aulie-Ata über Namangan und Kokan und im Süden durch eine solche längs der Quellgebiete der Oxus-Zuflüsse begrenzt. Ihre Zahl wird mit 158.460 Individuen berechnet; davon kommen im Gebiet Ssemiretschensk auf den Kreis Tokmak 89.000, auf den Kreis Issyk-Kul 50.000, auf den südlichen Theil des Kreises Wjernoje 19.460 und im Syr-Darja-Gebiet auf den Kreis Aulie-Ata 28.850, auf den Kreis Chodshent 4280 und auf den Kreis Dshisak 1500 Individuen.

Die Karakirgisen theilen sich selbst in zwei genealogisch unterschiedene Gruppen: die rechte „On“, aus 10 Geschlechtern, und die linke „Sol“, aus 4 Geschlechtern bestehend. Zu Russland gehören nur 7 Geschlechter der rechten Gruppe, und zwar die Ssarybagisch, Bogu, Ssuly, Tschonbagisch, Adyginé, Tscherik und Ssajak, die drei letzten zum Theil erst seit der Annexion Kokans.

In Sitten, Gebräuchen und sogar in der Kleidung gleichen sie den Kirgis-Kaissaken. Wie diese sind sie Mohammedaner, aber sehr unwissend in den Satzungen des Islam und lau in Befolgung dessen, was sie allenfalls wissen. Das die Sinne des halbwildes Naturmenschen so gewaltig fesselnde Schamanenthum blickt in ihren Anschauungen und Lebensgewohnheiten noch überall hervor.

Unter den Karakirgisen erfreuen sich die Geschlechtshäupter (Manapen) als Repräsentanten der eingeborenen Aristokratie eines bedeutenden Ansehens, obgleich denselben durch die Organisation von 1867, die auch auf die Karakirgisen ausgedehnt worden, aller gesetzlich normirte Einfluss genommen ist. Wo immer aber patriarchalisches Wesen sein Recht behauptet, da herrscht auch Achtung vor dem Alter. Bei den Karakirgisen geht diess so weit, dass der Sohn nie ganz unabhängig vom Vater wird, so lange dieser lebt. Selbst wenn der Sohn 30 Jahre alt geworden und berechtigt ist, an den Berathungen der Gemeinde Theil zu nehmen, übt er dieses Recht doch nur dann thatsächlich aus, wenn der Vater abwesend ist.

Bei der Abgeschlossenheit ihres Lebens auf einem durch

hohe Gebirge zerklüfteten Terrain hat sich die Sprache der Karakirgisen eigenartig entwickelt, so dass sie den Tataren von Kasan oder den Nomaden der Sibirischen Steppe nicht immer verstehen können. Auch die Frauen nehmen, abweichend von der sonstigen Sitte der mohammedanischen Welt, eine sehr geachtete Stellung ein und fühlen sich namentlich in Allem, was das Innere des Haushalts betrifft, als ganz unabhängige, zuweilen sogar als gebietende Herrinnen. Eine Schriftsprache haben diese halbwildes Alpenhirten nicht, und die Wenigen, die Lesen und Schreiben gelernt haben, bedienen sich der Kleinbucharischen Sprache. Es fehlt ihnen übrigens nicht an poetischem Sinn, und den Rhapsoden, die ihre volksthümlichen Sagen ¹⁾ von Geschlecht zu Geschlecht überliefern, lauschen sie mit grossem Behagen.

Neben der Viehzucht und dem Viehhandel beschäftigen sich die Karakirgisen nur noch mit der Herstellung der nothwendigsten Gebrauchsgegenstände: Filzdecken, Sättel, Zaumzeug, Peitschen, Mützen u. dergl. Die Stoffe zu ihren Kleidern erhalten sie von fremden Kaufleuten. Ackerbau treiben nur sehr wenige in beschränktem Maasse. Ihre Heerden sind weniger zahlreich, als die der Kirgis-Kaissaken, dafür haben sie den Tibetanischen Ochsen, den Yak, der ihnen als Lastthier überaus nützlich ist, aber erst bei den südlicher im Gebiet Ferghana lebenden Geschlechtern, den Tscherik, Adyginé und Tschonbagisch, allgemeiner gehalten wird.

Die Karakirgisen sind ursprünglich ein überaus kriegerisches und räuberisches Volk, das, wenn es nicht in mehrere Geschlechter, die sich oft gegenseitig zerfleischen, zerspalten wäre, bei einheitlicher Machtentwicklung der Schrecken der Nachbarn geworden wäre und auch nur durch den Schrecken im Zaum gehalten werden konnte. Wie Herr Wenjukow mittheilt, waren die geachtetsten Manapen stets die, welche neben ihrer Jurte einen permanenten Galgen stehen hatten, an welchem jeder Verbrecher — Räuber zählten jedoch nicht zu dieser Kategorie — sofort aufgeknüpft wurde. Ihre kriegerische Gesinnung und ihr energischer Charakter hat sie zuweilen im ehemaligen Chanate Kokan, wo sie auch numerisch stark vertreten waren, eine ziemlich bedeutende politische Rolle spielen lassen, und ihre Manapen gehörten oft zur Zahl der höchsten Würdenträger des Chans. Da die Karakirgisen die Beraubung der Handelskarawanen und der benachbarten Auls als vollständig gerechtfertigte Unternehmungen betrachteten und ausserdem die Volkssitte gebot, für jede Beleidigung, besonders aber für Tödtung eines Geschlechtsgenossen blutige Rache zu

¹⁾ Theile ihres Nationalepos „Manas“ sind von den Herren Walichanow und Radloff auch aufgeschrieben worden. In diesem Epos gruppiren sich ihre Traditionen um die Person des riesigen Helden Manas.

nehmen, war es wohl kein Wunder, dass die Raub- und Rachezüge an der Tagesordnung waren und die Nachbarn immerhin schwer von ihnen zu leiden hatten. Der starken Gewalt der Russischen Verwaltung gegenüber haben sie ihr unbotmässiges Wesen ziemlich abgelegt, und sie entrichten jetzt ganz willig die Steuer, die ihnen, wie allen anderen Nomaden Russisch-Asiens, auferlegt ist.

Den Kirgisen schliessen sich in Herkunft und Wesen
die Karakalpaken

an, die einst ein mächtiges Nomadenvolk waren und in Central-Asien eine hervorragende Stelle eingenommen haben, später aber durch die Chinesen stark unterdrückt worden sind. Jetzt leben auf Russischem Gebiete im Bezirk Sarafschan 2000 und im Amu-Darja-Gebiet ca. 100.000 Karakalpaken, die sich mit Viehzucht, Ackerbau und Fischerei beschäftigen.

Eben so gehören zur Kirgisengruppe
die Kuramen,

die aus verarmten Kirgisen hervorgegangen sind und sich mit Tadschiks und Usbeken vermischt haben. Sie wohnen, 159.500 Köpfe zählend, in der Hauptmasse im Thale des Angren, eines rechten Nebenflusses des Syr-Darja, in einem kleinen Theile im Gebiete Ferghana.

Auch die *Kiptschaken* in Ferghana bezeichnet Herr Wenjukow als ein Geschlecht der Karakirgisen, während Andere sie für Mischlinge der Kirgisen und Usbeken halten.

Die äusserste Südwestecke von Russisch-Asien nehmen
die Turkmenen

ein, das kriegerischste Volk der Tatarischen Gruppe, das auf dem ausgedehnten, meist von wasserarmen, salzhaltigen, vegetationslosen Sandwüsten erfüllten Raume im Osten des Kaspischen Meeres, den bis vor Kurzem noch ein weisser Fleck auf den Karten als terra incognita bezeichnete, sein Nomaden- und Räuberleben führt. Seitdem die Russen in Central-Asien erobernd vorgedrungen, ist auch über diese Gegend mehr Licht verbreitet worden. Um die räuberischen Horden zu bändigen, mussten die Russen mehrere Expeditionen gegen die Turkmenen unternehmen, welche letzteren sich im Bewusstsein ihres kriegerischen Werthes und bei der entsetzlich unwirthlichen Natur ihrer Heimath lange für unangreifbar gehalten hatten, der Schrecken und die Geissel ihrer Nachbarn geworden waren und erst jetzt einsehen lernten, dass sie einer abendländischen Macht gegenüber die furchtbarsten Schläge erleiden konnten. Freilich, ohne bleibenden Erfolg für die Sache der Civilisation! Denn trotz der schwersten Züchtigungen, die sie erfahren, wird ihre vollständige Zügelung nicht eher erfolgen können, als bis sie ganz gebrochen sind. Und sie werden gebrochen werden, denn die Russen sind einmal in die Nothwendigkeit versetzt, die neu erworbenen Gebiete sicher zu stellen, wenn

Ethnographie von Russland.

nicht alle bisher gebrachten Opfer vergeblich gewesen sein sollen.

Unter dem Schutze der kriegerischen Expeditionen gedieh aber auch die Arbeit der Wissenschaft, und Männer wie der Generalstabs-Oberst Sstrelbizki und andere hatten Gelegenheit, diese Länderstrecken zu erforschen. Sehr reich an wissenschaftlicher Ausbeute ist auch die 1875 unternommene Expedition des Generals Lomakin in die Turkmenen-Steppe gewesen.

Die Russische Grenze des neu gebildeten, nahezu 6000 Quadratmeilen messenden Transkaspischen Gebietes bildet gegenwärtig im Süden der Atrek ¹⁾, im Südosten eine Linie, welche das Arkatsch-Thal und die Wüste Kara-Kum in einer keineswegs genau festgesetzten Richtung durchschneidet, und im Osten das Chanat Chiwa.

Die Zahl der Turkmenen ist überhaupt schwer anzugeben, da die vorzüglichsten Autoritäten auf dem Gebiete der ethnographischen Statistik dieser Gegenden in ihren Angaben nicht nur hinsichtlich der Kibitkenzahl, sondern auch in Betreff der Namen der Geschlechter stark von einander abweichen. Hr. Wenjukow hält die Angaben des Hrn. Vambéry für die richtigsten, der die Zahl der Kibitken mit 196.500, also die der Individuen mit 982.500 berechnet. Werden noch die Geschlechter hinzugezählt, die Hr. Vambéry nicht kennt, die aber Hr. Skrjabin angiebt, so erhält man ca. 200.000 Kibitken oder 1.000.000 Seelen.

Im Transkaspischen Gebiete werden folgende Turkmenische Geschlechter genannt: In den dürren Wüstenstrichen auf Mangyschlak und längs der Küste südlich bis zur Bucht Karabugas Bruchtheile der Igdyren, Tschoudoren, Abdaler und Chodshaer; östlich davon, auf dem Ust-Urt bis zum Aibugir und theilweise auf der Chiwa-Oase das verbreitete Geschlecht der Tschoudoren mit den übrigen Abdalern, Igdyren, den Busatschen und Buruntschuken, davon 300 bis 350 Individuen auf der früher viel zahlreicher bevölkerten Halbinsel Balchan. Südlich von der Balchan-Bucht, längs der Küste bis zum Karassu, am Atrek und Gurgen, 100 Werst und mehr landeinwärts, nomadisiren die Jomuden, deren Aule zuweilen schon Befestigungswerke aufzuweisen haben; sie sind eines der Hauptgeschlechter der Turkmenen und zerfallen in 4 kleinere Geschlechter und 29 Familien, von denen die Dschafarbaer, Atabaer, Ogurdshalen und Ak-Turkmenen die bekanntesten sind. Viele Jomuden haben Äcker, andere Fischereien, Alle unternehmen aber nur

¹⁾ Da die Turkmenen südlich vom Atrek nicht die Persische Oberhoheit anerkennen, vielmehr erklären, dass kein Perser anders als gefesselt am Atrek erscheine, die Persische Regierung der Russischen auch gestattet hat, in der Bucht von Asterabad eine Marinestation anzulegen, kann die Russische Machtsphäre wohl als bis zu dem in die genannte Bucht mündenden Karassu reichend angesehen werden.

gar zu gern Raubzüge in das Persische Gebiet. Ein bedeutender Theil der Jomuden lebt in Chiwa. Östlich von ihnen beginnt das Nomadenterrain der Teke-Turkmenen, das sich von den Nordostabhängigen des Kjurjan- und Kopet-Dag bis zur Grenze von Buchara und Chiwa und südöstlich bis über den 63.° östl. L. (von Paris) erstreckt. Die Teke sind das böseste Raubgesindel der ganzen Steppe; sie zerfallen in die drei Geschlechter Utomisch, Bakschi und Tachtamysch, von denen jedes wieder aus vielen Familien besteht. Im Gebirge und dessen Schluchten haben sie beständige Ansiedelungen, deren Zahl sich 1870 auf ca. 59 belief, und von denen mehrere befestigt sind. Von ihren befestigten Aulen wurde eines, Kisylawrat, 1870 von den Russen zerstört. Nur ein verhältnissmässig kleiner Theil der Teke-Turkmenen befindet sich im Transkaspischen Gebiet.

Im Ganzen können die Turkmenen auf Russischem Territorium in Asien mit 376.000 Individuen veranschlagt werden, von denen 360.000 auf das Transkaspische Gebiet, 7500 auf den Bezirk Amu-Darja, 5000 auf den Bezirk Sarafschan und 3500 auf das Syr-Darja-Gebiet entfallen.

Mit Ausnahme der 1300 Turkmenen auf Mangyschlak, welche eine Abgabe an Russland zahlen, und anderer hier nicht genannter Geschlechter, wie z. B. der Goklen, Erssaren u. a., über welche Persien oder die noch bestehenden Chanate eine zweifelhafte Oberhoheit haben, können sich die Turkmenen jetzt noch faktisch als ganz unabhängig betrachten. Eine eigentliche Regierung giebt es bei ihnen nicht; nur einzelne Personen, welche sich durch Wohlhabenheit, so wie durch Muth und Gewandtheit auf den Raubzügen ausgezeichnet haben, gewinnen zuweilen einen vorübergehenden Einfluss auf grössere Massen und legen sich alsdann auch wohl den Titel Chan bei; im Übrigen dürfen sie an das Volk keine besonderen Anforderungen machen, denn, wie es heisst, „ist jeder Turkmene sich selbst Herr“. Als das gemeinsame Band, das die einzelnen Geschlechter zu einem ethnographischen Ganzen verbindet, sind eben nur die gemeinsame Abstammung, Sprache und Religion, besonders aber das von Allen geachtete Wohnheitsrecht, „Deba“, zu betrachten. Die Personen geistlichen Standes ehren sie, sonst achten sie nur denjenigen, den sie fürchten. Alle Fremden namentlich betrachten sie als ein Opfer, das zu plündern ihr gutes Recht ist. Daher kann sich der Fremde nur dann einigermaassen mit Sicherheit unter ihnen bewegen, wenn er über Kräfte gebietet, die ihnen Furcht einflössen. So zeigen sie denn auch im Verkehr nur den Russen einige Achtung, da die Macht derselben ihnen bereits mehrmals fühlbar geworden ist; die Perser verachten sie, und die Chiwesen mögen sie auch nicht.

An Fähigkeiten fehlt es den Turkmenen keineswegs, eine Ausbildung derselben ist bei ihnen nur insofern wahr-

zunehmen, als sie ihren räuberischen Unternehmungen dienen kann. Diese und das bei ihnen herrschende Gesetz der Stammesrache verwickeln die einzelnen Geschlechter oft in heftige Fehden, und so ist es denn kein Wunder, dass die wenigen natürlichen Reichthümer ihres Landes unausgebeutet bleiben. Erdöl, Salz, Fische, ihre vortrefflichen ausdauernden Pferde und wenig anderes Vieh sind die einzigen Artikel, die sie im Tauschhandel verwerthen können. Ihre Bedürfnisse sind übrigens auch nicht gross. Eine Kibitke mit einigen Filzdecken, die zum Lager dienen, eine durchaus nicht kostspielige Kleidung von Orientalischem Schnitte, ein paar Geschirre, wie Kessel, Theekanne, Tassen &c., ein oder zwei Kameele, ein paar Pferde, einige Hammel, bei den Ackerbauern statt des Viehes einige rohe Ackerinstrumente — das ist die gewöhnliche Habe einer Turkmenenfamilie, wozu noch bei Allen Lanzen und Säbel, bei Vielen auch schlechte Feuegewehre kommen.

Auf ihren Raub- und Kriegszügen sind stets Alle beritten, und sie selbst sowohl, wie ihre Pferde entfalten auf denselben ausserordentliche Kraft und Ausdauer. Die Kampfweise der Turkmenen ist die uralte der Asiatischen Völker. Nur der erste Anprall ist entscheidend; sich vor einem Gegner zurückzuziehen, gegen welchen dieser erste Anprall nichts entschieden hat, halten sie für recht und klug.

Die Völker der Tatarischen Gruppe, welche nicht anders als durch den Namen

der Sibirischen Tataren

zu bezeichnen sind, haben Gegenden inne, die früher von Samojedischen und Finnischen Völkern bewohnt waren. Aus der Vermischung der früheren Bewohner mit den späteren hat sich für diese Völker ein sehr gemischter Typus ergeben, der je nach den Mischungselementen bald das Tatarische, bald das Samojedische mehr zur Geltung kommen lässt. Den reinsten Tatarischen Typus haben sich die mehr im Westen Sibiriens wohnenden Völker erhalten. Die Sibirischen Tataren sind zum grösseren Theile ansässig, nur ein kleiner Theil nomadisirt. Wir treffen hier zunächst die *Tureliner*, die einst das Chanat Isker am Irtytsch bildeten, das Jermák 1584 nach Besiegung des Chans Kutschúm eroberte. Seitdem stehen sie unter Russischer Oberhoheit. Ihre Wohnsitze reichen in nördlicher Richtung bis zur Demjanka, und man unterscheidet bei ihnen die *eigentlichen Tureliner* und nach den von ihnen bewohnten Gegenden *Taraische*, *Tobolskische*, *Tjumen'sche* und *Tomskische Tataren*, die zum Theil in den Städten leben und Handel treiben, während die anderen sich mit Ackerbau, Viehzucht und Jagd beschäftigen. Die eigentlichen Tureliner traten im 18. Jahrhundert zum Christenthum über, das jedoch den Islam noch nicht ganz verdrängt hat; die anderen sind Mohammedaner.

Die *Barabiner*, welche die Steppe Baraba zwischen Ob

und Irtytsch bewohnen, standen einst unter der Oberhoheit des Chans von Isker und geriethen nach der Eroberung dieses Chanats unter die Herrschaft der Dsunganen und Kirgisen. Zu Anfang des 18. Jahrhunderts begaben sie sich unter Russischen Schutz, und sie wurden nun durch die errichtete Irtytsch-Linie gegen die Räubereien der Kirgisen sicher gestellt. Die ganze Gegend ist jetzt wenig bevölkert, aber zahlreiche Überreste von Städten und alte Gräber bezeugen, dass hier einst ein zahlreiches, betrieb-sames Volk gelebt hat. Sie sind ein gutartiges Naturvolk, das sich vorzugsweise mit Viehzucht und Fischerei, nebenbei auch mit etwas Ackerbau und Jagd beschäftigt, im Sommer nomadisirt, im Winter jedoch in festen Wohnsitzen lebt. Erst spät zum Islam bekehrt, sind sie noch stark dem Schamanismus ergeben.

Am Flusse Tschulym wohnen die *Tschulym'schen Tataren*, die sich in ihrer Lebensweise schon sehr den Russen genähert haben, zum grössten Theil in ordentlichen Dörfern wohnen, ihren Unterhalt vorzugsweise durch Jagd und Fischerei gewinnen, daneben aber auch Ackerbau und Viehzucht treiben. Sie waren früher Schamanische Heiden, sind jetzt aber — wenigstens dem Namen nach — Christen. Die ihnen benachbarten, sonst sehr ähnlichen *Obischen Tataren* sind theils Christen, theils Mohammedaner.

Zu diesen Tataren werden auch die südlich von den Tschulymern an der Bija und den Telezkischen See'n wohnenden *Teleüten* gerechnet. Dieselben haben aber von den benachbarten Kalmüeken so Vieles angenommen, dass sie mehr diesen als den Tataren gleichen. Man nennt sie deshalb auch „weisse Kalmüeken“, welchen Namen sie auch noch besonders durch ihre Unreinlichkeit rechtfertigen. Sie sind ansässig, treiben grösstentheils Ackerbau und sind Schamanische Heiden.

Östlich von den Teleüten leben noch kleine Tataren-völker, deren Züge besonders deutlich die Beimischung Samojedischen oder Ostjakischen Blutes erkennen lassen: die *Ssagaer* am oberen Abakan in der Südwestecke des Kreises Minussinsk und die *Katschiner* auf dem rechten Ufer des Abakan, von den Russen Ssaginskische und Katschinskische Tataren genannt. An diese schliessen sich die übrigens nur 800 Individuen zählenden *Karagassen* am Nordabhange des Sajanischen Gebirges und Reste der einst zahlreicheren *Ariner* und *Assanen* an. Sie sind fast alle getauft, aber im Herzen noch Schamanische Heiden. Sie waren früher wohl grösstentheils Nomaden, seitdem aber das Zuströmen der Goldsucher die Viehpreise auf dem Irkutsker Markt so gewaltig in die Höhe getrieben, hat der Viehstand schnell abgenommen, und Viele sind jetzt angesiedelt und treiben Jagd, besonders auf Eichhörchen, und etwas Ackerbau.

Noch weiter östlich auf dem Abhange des Ssajanischen Gebirges leben die *Ssojoten*, ein ursprünglich Finnisch-Samojedisches Volk, das aber vollständig tatarisirt ist. Sie sind mit den genannten kleinen Völkern zusammen als die Überbleibsel eines zahlreichen Volkes zu betrachten, das auch auf einer höheren Stufe der Kultur gestanden hat. Jetzt sind die Ssojoten rohe Nomaden, die sich theils zum Buddhismus bekennen, theils noch dem Schamanenthum ergeben sind. Nur ein geringer Theil derselben treibt Ackerbau. Ihre Gesamtstärke wird mit 13.000 Seelen berechnet.

In den übrigen Theilen Asiens werden Tataren vereinzelt oder in Gruppen in den Städten und Dörfern angetroffen, wo sie grösstentheils Handel treiben. Taschkent allein zählt 700 Tataren zu seinen Bewohnern. In den Aulen der Kirgisen beschäftigen sich Tataren auch mit dem Unterricht der Kinder.

Im Ganzen sind 67.392 Tataren in Sibirien und Central-Asien, ohne die Ssojoten, die auf der Tabelle eine eigene Rubrik haben, und ohne die Dunganen, die daselbst unter den Sibirischen Tataren angegeben sind.

Die Dunganen

sind allerdings Tatarischen Ursprungs, haben aber so lange unter Chinesischer Herrschaft und inmitten von Chinesen gelebt, dass sie in Sitten und Lebensweise Chinesen geworden sind. Nur dem Islam sind sie unverbrüchlich treu geblieben, wie sie denn auch das Verbot des Schweinefleisches und des Weines durchaus gewissenhaft beobachten, obgleich sie vielleicht sonst auch nicht gar zu tief in die Satzungen des Korans eingeweiht sind. Sie sind es, die durch den Steuerdruck und die Willkür der Chinesischen Beamten im Jahre 1862 zu dem furchtbaren Aufstande aufgereizt wurden, welcher den nordwestlichen Theil China's und die Dsungarei mit Mord und Brand heimsuchte. In dem jetzt unter Russischer Verwaltung stehenden Distrikt Kuldscha allein waren vor dem Aufstande 350.000 Einwohner, jetzt sind es deren nur 130.000. Die Dunganen, deren Namen Hr. Wassiljew von Tangun, dem Singular von Tangut, wie die Landstriche um dem Kuku-Nor genannt wurden, herleitet, sind ein energisches, entwickelungsfähiges Volk, von welchem jetzt auf Russischem Gebiet im Nordwesten der Stadt Kuldscha ca. 5500 Individuen leben. Sie beschäftigen sich mit dem Handel, treiben aber auch fleissig Garten- und Ackerbau und bauen Hirse, Weizen, theilweise sogar Hanf und Reis.

Mit der Geschichte der Dunganen im District Kuldscha ist die

der Tarantschen,

eines Volkes Bucharischer Abstammung, eng verwachsen. Die Tarantschen wurden vor ca. 100 Jahren von der Chine-

sischen Regierung nach dem Ili-Thale verpflanzt, um den dortigen unruhigen Völkern gegenüber ein gewisses Gegengewicht zu bilden. Ihre Ältesten waren zwar meist nur Werkzeuge der Chinesischen Regierung, aber das Volk hielt am Islam fest, und das Einzige, worin sich der Chinesische Einfluss zeigte, war, dass ihre Frauen unverschleiert gingen. Jedes Dorf hatte seinen Imam und Mullah; auch fehlte es nicht an Schulen, so dass 30 bis 40% des Volkes lesen und 10% sogar schreiben konnten. Als aber 1864 der schon zweimal unterdrückte Aufstand im Ili-Thale zum dritten Male aufloderte, verbanden sich die Tarantschen mit den Dunganen, und von der Zeit an blieb hier der Aufstand siegreich. Nach Niederwerfung der Chinesen, ihres gemeinsamen Feindes, brachen jedoch Zwistigkeiten zwischen den Verbündeten aus, die mit dem vollständigen Siege der Tarantschen endigten. Diese waren nun, nachdem sie sich auch die Reste der Kalmücken, Chinesen, Ssolonen und Ssibos unterworfen, das herrschende Volk im Ili-Thale, das sogar einen eigenen Sultan hatte, während das Land von Beks verwaltet wurde. Da sie aber flüchtige Kirgisen, die auf Russischem Gebiete Räubereien verübt hatten, schützten und gegen alle Beschwerden der Russischen Regierung taub blieben, wurde ihr Land 1871 von den Russen occupirt und als Distrikt Kuldscha unter Russische Verwaltung genommen. Es wurde zwar der ausdrückliche Vorbehalt gemacht, dass dieses Land China überlassen werden solle, sobald dieses Truppen dorthin senden und die Ruhe aufrecht erhalten würde; da diess bis jetzt nicht geschehen ist, wird Kuldscha wohl Russisch bleiben, ist auch von uns als Russische Provinz angesehen worden. Die in diesem Distrikt lebenden Tarantschen zählen nur 39.000 Seelen. Sie treiben Handel, beschäftigen sich aber auch fleissig mit dem Ackerbau, wie denn auch ihr Name von „tary“, Hirse, herzustammen scheint.

Die in Sibirien befindlichen

Bucharen

zählen nur 8510 Seelen, von denen 3000 auf das Gouvernement Tomsk und 5510 auf das Gouvernement Tobolsk kommen. Diese Bucharen bilden mit den Juden und Armeniern das Kleeblatt der par excellence des Handels beflissenen Nationen, die fast über den ganzen Erdkreis vertheilt sind. In allen Städten West-Sibiriens findet man denn auch Bucharen, die theils in festen Wohnsitzen, theils als unermüdliche Hausirer Handel treiben. Ihre Tracht ist die aus ihrer Heimath mitgebrachte, die allen ansässigen Völkern Central-Asiens eigen ist und hier ein- für allemal beschrieben werden mag. Sie besteht in weiten Beinkleidern meist von grobem weissen Baumwollenzeuge, die mit einer Schnur, an deren Enden sich Quästchen befinden, um die

Taille festgebunden werden. Diess ist das unentbehrlichste Kleidungsstück, das selten oder nie, am allerwenigsten vor Fremden abgelegt wird. Darüber wird ein fast bis auf die Füsse reichendes Hemd von weissem oder hellfarbigem Baumwollenzeuge mit einer sehr kleinen Öffnung für den Kopf und mit langen, ziemlich weiten Ärmeln gezogen. Dazu kommt der lange weite Rock mit schräge geschnittenem Hals- und Bruststück, mit Bändern zum Zubinden am Halse und mit weiten Ärmeln, die in grossen Ärmellöchern sitzen, sich nach unten etwas verengen und fast noch einmal so lang sind als die Arme. Es ist diess zwar sehr unbequem, entspricht aber der Orientalischen Höflichkeitssitte, welche die Hände zu verbergen gebietet. Die Röcke bestehen im Sommer aus gestreiftem Baumwollenzeuge, oder auch aus gestreiftem oder geblütem Seidenstoffe in hellen Farben, und es werden davon oft mehrere übereinander gezogen. Im Winter ist einer dieser Röcke von Tuch und mit Lämmerfell gefüttert. Als Gürtel dient ein kleiner Shawl oder eine lange Schärpe, die mehrmals um den Leib gewunden wird. Am Gürtel hängen verschiedene, oft sehr reich gestickte Täschchen für Geld, Kamm u. dergl. und das Messer. Ein buntes Käppchen aus Wollen- oder Seidenstoff, das zuweilen reich gestickt ist, bedeckt den geschorenen Kopf, der ausserdem mit einer fellyerbrämten Tatarischen Mütze bedeckt oder mit dem Turban umwickelt wird, dessen Windungen bei eleganten Männern kunstvoll gelegte Falten bilden müssen und der meist aus einem dünnen weissen Stoffe besteht. Die Füsse stecken in Lederstrümpfen, über die beim Ausgehen Überschuhe oder Pantoffeln gezogen werden.

Die Kleidung der Frauen weicht nur wenig von der der Männer ab. Ihre Unterkleider, bei den wohlhabenderen Frauen gewöhnlich von heller Seide, reichen vom Nacken bis zum Fussboden. Sie lieben es auch sehr, sich mit einer grossen Menge von Schmucksachen zu putzen und tragen zahlreiche Ringe, Halsbänder, Ohrgehänge, Haarverzierungen, Amulette, bisweilen auch Nasenringe, was nach Hrn. Schuyler's Ansicht keineswegs so hässlich ist, als man glauben sollte, dem Gesicht vielmehr etwas Pikantes giebt. Ausser dem Hause hüllen sich alle achtbaren Frauen in einen schwarzen, meist von Pferdehaaren gewebten Schleier, der bis zur Taille reicht, und in einen die ganze Figur umschliessenden dunkeln — blauen oder grünen — Rock, dessen Ärmel zusammengebunden über den Rücken hängen. Dieses hässliche Costüm soll sie den Blicken der Männer entziehen, doch sind sie ziemlich neugierig, so dass man wohl zuweilen einen Blick auf sie werfen kann, bevor sie den Schleier herabgelassen haben. Es ist für sie übrigens weniger verletzend, von einem Ungläubigen gesehen zu werden, als von einem Muselman.

Ein sehr wichtiges ethnographisches Element in Central-Asien sind auch

die Usbeken ¹⁾.

Wie Herr P. Lerch in seinem vortrefflichen Aufsatz „Das Russische Turkestan“ ²⁾ bemerkt, tauchte der Name Usbek, der einen freien Mann bezeichnet, erst in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts auf und wurde den Türkischen Völkern beigelegt, welche um diese Zeit in den um den Aral-See belegenen Strichen nomadisirten, und deren Vorfahren im 10. Jahrhundert von ihren südlicher wohnenden Nachbarn „Ghusen“ genannt wurden, ohne dass jedoch eine Verwandtschaft zwischen diesen beiden Namen bestanden hätte. Wir haben es hier also mit einer jener Völkerverbindungen des 15. Jahrhunderts zu thun, die, wie z. B. auch die Kirgisen, aus verwandten Stämmen hervorgegangen waren. Vom 16. Jahrhundert an waren sie das herrschende Volk im Turanischen Hochlande, aus welchem sie die Iranischen Völker verdrängten. Ihre Sprache wurde auch bald die herrschende, nicht nur in der Verwaltung und im Gerichtswesen, sondern auch im täglichen Verkehr und im häuslichen Leben. Die Usbeken waren auch die Stützen der Herrschaft der Emire von Buchara und der Chane von Kokan und Chiwa, welchen Ländern sie oft Veziere und sogar die Herrscher gaben, und in denen sie die bewaffnete Gewalt bildeten. So ist bei ihnen eine Aristokratie entstanden, die den Russen noch feindseliger gesinnt ist, als das übrige Volk, da dieselben ihr jeden Einfluss genommen haben und Alle ziemlich gleichmässig behandeln, ohne auf aristokratische Präensionen Rücksicht zu nehmen. Es ist dieses Verfahren um so richtiger, als man in diesen an verätherischen Umtrieben und blutigen Katastrophen so reichen Ländern nie wissen kann, durch welche Thaten aristokratische Ansprüche begründet wurden.

Die Usbeken möchten sich gern als ein einheitliches Volk betrachten lassen und sind stolz auf die Reinheit ihrer Abstammung, obwohl die Beimischung Iranischen Blutes nicht zu verkennen ist und sich auch äusserlich schon in dem stärkeren Bartwuchs kundgibt. Dabei bezeichnen sie aber, wenn man mit ihnen spricht, stets mit Vorliebe das besondere Geschlecht, dem sie angehören. Solcher Geschlech-

ter zählen sie 92, von denen jedes wieder mehrere Unterabtheilungen hat. Die vorzüglichsten sind: die Ming, denen auch der Ex-Chan von Kokan entstammt, die Mangit, dem der Emir von Buchara angehört, die Kenges, Schachrisjabs, Nogai, Yus, Kyrk, Kungrad u. a.

Im Russischen Central-Asien mögen 594.200 Usbeken leben, von denen beinahe die Hälfte auf das Gebiet Ferghana kommt; nächst dem hat das Syr-Darja-Gebiet die zahlreichste Usbeken-Bevölkerung (166.200 Seelen), während auf den Bezirk Sarafschan noch 70.000, auf den Bezirk Kuldsha 45.000, auf den Amu-Darja-Bezirk 30.000 und auf das Gebiet Ssemiretschénsk 3000 Seelen entfallen. Sie Alle sind fanatische Anhänger des Islams und sprechen den Türkischen Dialekt, der in Europa unter dem Namen „Dshaggatai“ bekannt ist. Mehr als die Hälfte der Usbeken lebt in Städten und Dörfern (Kischlaks), die anderen sind entweder ganz oder doch zum Theil Nomaden. Letztere leben im Winter und während der Zeit der Feldarbeiten auch im Sommer in festen Wohnsitzen; während der übrigen Zeit nomadisiren sie. Aber auch bei den Städtern ruht auf dem Grunde der Seele stets die nie ganz erlöschende Lust an dem freien Nomadenleben, und selbst wenn sie reich und mächtig geworden, sind sie keineswegs abgeneigt, sich wieder diesem ungezwungenen Dasein hinzugeben. Den gewerbetreibenden Städtern, hauptsächlich durch die Arischen Tadschiks vertreten, verachten sie daher aus vollem Herzen und nennen ihn „Sarte“, welcher Name in ihrem Sinne die verächtliche Nebenbedeutung von „Spitzbube“ hat ³⁾.

Die Lebensweise der Usbeken hat den Zuschnitt derjenigen aller Asiatischen Türkstämme. Der Mann sucht so wenig wie möglich zu arbeiten und bürdet der Frau so viel als möglich auf, so dass diese eigentlich nur seine Sklavin ist. Um die Kinder bekümmern sie sich wenig, woher diese auch wenig Ehrfurcht und Liebe gegen ihre Eltern zeigen. Dabei fehlt es ihnen nicht an einer gehörigen Dosis der allen Völkern Central-Asiens eigenen Hinterlist und Grausamkeit, obgleich Herr Vambéry auch wieder eine gewisse Ehrlichkeit und Offenheit an ihnen rühmt.

Vielfach vermischt und verschmolzen mit den Tatarischen Völkern zeigt sich in Central-Asien ein Volk der

IV. Mittelländischen Race.

Es sind diess die zum *Indogermanischen Stamme*, die zur *Iranischen Gruppe* gehörigen, den Persern verwandten *Tadschiks*,

die ältesten Bewohner dieser Gegend, die wahrscheinlich schon mit den Heeren Alexander's des Grossen eingedrungen,

¹⁾ Dieser Name variirt mit Uezbeken und Oezbegen; letzterer ist wohl der richtigere, aber weniger gebräuchliche.

²⁾ In der „Russischen Revue“ vom Jahre 1872.

³⁾ Der Name „Sarte“ hat zu vielen Irrungen Anlass gegeben, die nur zu vermeiden sind, wenn man ihn in der einzig richtigen Bedeu-

aber von den späteren Arabischen und Tatarischen Eroberern mehr und mehr in die Gebirgsgegenden gedrängt sind, wo

tung von „Städtebewohner“ fasst. So werden denn auch in Städten ansässige Usbeken und Kirgisen Sarten genannt. Herr Lerch leitet diesen Namen von den Jaxartai des Ptolemaeus her, in dessen beiden letzten Silben er den Alt-Iranischen Namen „khsatra“ und das Neu-Persische „shehr“, Stadt, erblickt. Auch der Fluss erhielt den Namen Jaxartes, und man sprach von einem Lande der Städter und von einem Flusse der Städter. Jedenfalls hat die schwankende Bedeutung des Wortes Sarte, das durchaus keinen ethnographischen Begriff repräsentirt, genaue Bevölkerungs-Schätzungen in diesen Gegenden sehr erschwert.

sie in Dörfern und Städten im Aktau und in den Thälern des oberen Sarafschan leben; in den Städten Samarkand, Chodshent und im ganzen Gebiet Ferghana bilden sie sogar die Majorität der Bevölkerung. Im Ganzen wohnen ihrer innerhalb der Grenzen des Russischen Reiches 655.400 Individuen, von denen ca. 457.000 auf das Gebiet Ferghana, 106.200 auf das Syr-Darja-Gebiet, 79.000 (darunter 35.600 Galtschen) auf den Bezirk Sarafschan und 6000 auf den Bezirk Amu-Darja kommen. Die Tadschiks, welche in den Städten und in den Dörfern der Gebirgsthäler leben, werden auch *Sarten*, die im Hochgebirge wohnenden *Galtschen* genannt, obgleich diese selbst sich nur nach ihren Wohnplätzen, seltener nach ihrer Abstammung zu benennen pflegen. Durch Vermischung mit Usbeken, Hindus, Arabern, Juden und selbst mit Russen ist der ursprüngliche nationale Typus ziemlich verwischt worden. Im Allgemeinen sind sie ein stärkerer, vollerer Menschenschlag als die Usbeken, zeichnen sich vor diesen durch einen starken, vollen Bart aus und haben einen schlaun, listigen Ausdruck. Auch die Verkehrssprache ist nur noch im Bau Arisch geblieben, so gross ist die Zahl Usbekischer und anderer Wörter, die sie aufgenommen hat; doch kommen auch noch Arische Wörter darin vor, die das Neu-Persische nicht mehr kennt; nur der Schriftsprache ist eine grössere Reinheit verblieben. Viele Tadschiks sprechen ihre Sprache gar nicht mehr und bedienen sich auch in der Familie des Usbekischen. Während der Usbek mit Vorliebe das Geschlecht bezeichnet, dem er angehört, legt der Tadschik mehr Nachdruck auf seinen Geburtsort; er ist Kosmopolit geworden, dessen Fahne den Spruch trägt: *ubi bene, ibi patria*. Bei solcher Schmiegsamkeit des Nationalgefühls ist es natürlich genug, dass der Tadschik nie einen besonderen Werth auf Erhaltung alter Traditionen und der Geschichte seines Volkes gelegt hat. Jedem politischen Wechsel hat er sich mit Leichtigkeit gefügt, jedes Joch getragen, wiewohl er auch stets eifrig bestrebt gewesen, sich dasselbe so leicht wie möglich zu machen. Menschen, die es mit der nationalen Ehre so leicht nehmen, thun diess um so eher mit der persönlichen. Der Lebenszweck des Tadschiks ist der Gelderwerb, und zur Erreichung dieses Zweckes sind ihm alle Mittel willkommen, mögen sie sonst sein, wie sie wollen. Er ist dabei eitel, prunksüchtig in der Kleidung und prahlerisch im Wesen; vor einem ihm überlegenen Gegner zieht er sich aber ohne Besinnen feige zurück. Aus allen diesen Gründen wird er denn auch von den Usbeken und den anderen Völkern nicht gerade hoch geachtet. Solche Menschen sind zwar für gewöhnlich meist friedliche und bequeme, aber in der Stunde der Gefahr nicht zuverlässige Unterthanen. Trotzdem sind sie bei den Asiatischen Despoten oft zu hohen Ehren gelangt, weil einerseits ihr geschmiegenes

Wesen und die vollständige Freiheit von Gewissensbedenken sie zu willfährigen und brauchbaren Werkzeugen bei Befriedigung aller Despotenlaunen machten und sie andererseits durch ihren Reichtum in den Stand gesetzt waren, grosse Summen zur Bestechung zu verwenden und auf diesem Wege lukrative Ämter und Ehrenstellen zu gewinnen. Ja, sogar Mohammedanische Heilige sind einige geworden, weil sie den äusseren Schein glaubenseifriger Frömmigkeit vortrefflich zu wahren verstehen, obgleich sie sonst keineswegs fanatische Mohammedaner sind. Sie wissen auch sehr wohl die Macht zu schätzen, welche ihnen die Reichthümer verschaffen, die sie durch ihre ausschliesslich auf den materiellen Erfolg gerichtete Betriebsamkeit gewonnen haben, und wo sie es ungefährdet können, zahlen sie den Usbeken die ihnen bewiesene Geringschätzung mit Wucherzinsen heim.

Die Tadschiks beschäftigen sich mit Ackerbau, Handel, Handwerken und allen im Orient gang- und nutzbaren Fächern der Gelehrsamkeit. Nomadisirende oder halbansässige Tadschiks sind selten, und nur im Nuratau im südlichsten Theile des Amu-Darja-Bezirks hat man ca. 1200 Viehzucht treibende Tadschiks und unter ihnen auch vom allgemeinen Typus abweichende Individuen mit blondem Haar und blauen Augen gefunden.

Wirkliche

Perser

sind in Central-Asien meist nur durch Vermittelung der Turkmenen als Sklaven eingeführt worden und haben früher als solche oder als Ackerbauer, die gewaltsam kolonisiert wurden, gelebt. Durch die Russen vollständig aus der Sklaverei befreit, ist ein Theil in die Heimath zurückgekehrt; die anderen haben sich als Ackerbauer oder Handarbeiter niedergelassen. Im Amu-Darja-Gebiet werden ihrer 4000 gezählt. Die 3000 Individuen, die unter den Turkmenen im Trans-Kaspischen Bezirk leben, sind wohl noch Sklaven.

Auch einige

Afghanen,

im Ganzen 600 an der Zahl, befinden sich als politische Flüchtlinge in Samarkand.

Grössere Bedeutung hat ein anderes Volk der Iranischen Gruppe:

die Hindu,

die in ganz kleinen Gruppen oder vereinzelt über ganz Turan verbreitet sind, vorzugsweise in den Städten leben und Handel, oft auch Wucher treiben. Nur im Bezirk Sarafschan sind sie in etwas grösserer Menge anzutreffen. Da sie sich nicht zum Islam bekennen, haben sie sich früher nicht im Lande verheirathen dürfen; sie kommen daher auch nicht als ein ethnographisches Element, wohl

aber ihres Reichthums wegen in Betracht, da ihnen dieser oft bedeutenden Einfluss verschafft.

Die Hindus wohnen gewöhnlich in kleinen Haushaltungen zu zweien oder dreien in Karawanseraï's, in denen sie sich sicherer fühlen, als in Privatwohnungen. Mit ihren engen Beinkleidern, eigenthümlichen Röcken und den rothen oder schwarzen Kastenabzeichen auf der Stirn fallen sie unter den anderen Bewohnern ganz besonders in die Augen, obgleich sie im Ganzen nur in der Stärke von ca. 1000 Individuen in Central-Asien vertreten sind.

An die Hindus schliessen sich wegen ihrer wahrscheinlichen Abstammung aus Hindostan die kleinen Gruppen der *Masan*, *Dshutschi* und *Ljuli*, der Mittel-Asiatischen Zigeuner, die zwar nicht vagabundiren, sondern grösstentheils als ansässige Ackerbauer leben und ausserdem das Monopol des Blutegelhandels besitzen, aber doch auch manchen Zug mit den Europäischen Zigeunern gemein haben, wie z. B. die Neigung der Männer zum Pferdehandel und die der Weiber zum Wahrsagen.

Vom *Semitischen Stamme* sind

die Juden

in der Stärke von 11.105 Seelen in allen Sibirischen und von 1040 Seelen in den meisten Central-Asiatischen Provinzen als Handelsleute vorhanden.

Dazu kommen

die Araber,

die als Nachkommen der ersten Mohammedanischen Eroberer in Central-Asien heimisch, oder auch zur Zeit Tamerlan's in grösserer Zahl eingewandert sind. Sie leben, 10.000 Individuen zählend, im Thale des Sarafschan, in den Kreisen Samarkand und Katy-Kurgan und sind theils Nomaden, theils halb und ganz ansässig. Sie beschäftigen sich mit Viehzucht, Pferdehandel, Weben von Teppichen und stehen wegen ihres betrügerischen Wesens in keinem besonderen Rufe.

Wir haben diese fünf Völker der Mittelländischen Race hier angeschlossen, um das Bild des Völkergemenges, das in Central-Asien gefunden wird, zu vervollständigen. Es kommen dazu freilich noch die der Slavischen und Germanischen Gruppe, von denen die erstere zunächst die eigentlichen Herren des Landes,

die Russen,

aufzuweisen hat, die im Laufe der Jahrhunderte erobernd und kolonisirend vorgegangen sind, trotzdem aber doch nur in verhältnissmässig geringer Zahl in den anbaufähigen Mittelstrichen, namentlich längs der Flussläufe und in allen Städten angetroffen werden. Sie sind in diesen Strichen als Administratoren, Militärs, Gelehrte, Künstler, Hand-

werker, Ackerbauer, Besitzer von Fabriken u. dergl. die bewegende intelligente Kraft und zählen in Central-Asien 295.780 und in Sibirien 2.764.990 Seelen.

An sie schliessen sich

die Polen,

die in den meisten Sibirischen und einigen Central-Asiatischen Provinzen als im Russischen Dienste stehende Beamte, als Künstler, Gelehrte, Handwerker &c., in ziemlich beträchtlicher Zahl auch als Verbannte leben und im Ganzen 24.414 Individuen stark sind.

Von der *Germanischen Gruppe* sind nur

die Deutschen

zu nennen, die theils als Russische Staatsangehörige der Baltischen Gouvernements in der Administration und im Heere dienen, oder gleichfalls als Gelehrte, Künstler, Handwerker &c. thätig sind, theils als Eingewanderte verschiedene Fächer menschlicher Thätigkeit vertreten.

Um unseren Kreislauf zu schliessen, müssen wir uns wieder dem hohen Norden zuwenden, wo wir abermals der Mongolischen Race und zwar dem Uralisch-Altäischen Stamm in der Ugrisch-Finnischen und der Samojedischen Gruppe begegnen. Zur ersteren gehören zunächst

die Wogulen,

die wir bereits in Europa kennen gelernt haben, und von denen etwa 4527 Individuen auf der Ostseite des Ural-Gebirges im Gouvernement Tobolsk leben, dann aber auch ein rein Asiatisches Volk:

die Ostjaken,

über welche die gebildete Welt neuerdings durch die Teilnehmer an der Nordenskiöld'schen, Wiggins'schen und der Bremer Expedition, besonders aber durch den Reisebericht des Herrn J. Poljakow ¹⁾, sehr ausführliche Nachrichten erhalten hat. Wie schon bemerkt, führen die sogenannten Jenissei-Ostjaken auf dem rechten Ufer des Jenissei ihren Namen ganz mit Unrecht; denn sie sind weder Ugrisch-Finnischen noch Samojedischen Ursprungs. Aber auch bei den Ostjaken des Ob dürften die am mittleren Laufe dieses Stromes wohnenden von denen am unteren Laufe zu unterscheiden sein, da nur die letzteren Ugrisch-Finnischer, die ersteren mehr Samojedischer Abstammung sind. Diese Namensverwirrung rührt aus der Zeit her, in welcher die Tataren hier herrschend waren, welche die Völker nicht-Tatarischen Ursprungs gewöhnlich mit dem allgemeinen Namen

¹⁾ Briefe und Berichte über die Reise im Ob-Thale, im Auftrage der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften ausgeführt von J. S. Poljakow. St. Petersburg, 1877. (In Russischer Sprache.)

„Ostjaken“ belegten, wie denn auch die alten Slaven jeden Fremden „Tschud“ nannten. Die Ostjaken bezeichnen sich übrigens selbst als „Kondycho“, d. h. Leute von der Konda, wo sie ihre ältesten Wohnsitze gehabt haben mögen. Wie dem aber auch sei, der früher vielleicht noch wahrnehmbare Unterschied zwischen den Ostjaken des mittleren und unteren Ob, ja zwischen Ostjaken und Samojuden, ist jetzt so gering geworden, dass Dr. Finsch erklärt, beide Völker seien einander so ähnlich, dass man sie nur noch durch die Sprache unterscheiden könne.

Die Zahl der jetzt Ostjaken genannten Anwohner des Ob beläuft sich auf ca. 19.500 Seelen, die sich auf die Gouvernements Tobolsk (18.000), Tomsk (1000) und Jenisseisk (500) vertheilen. Die Russische Herrschaft wurde bei ihnen schon am Ende des 16. Jahrhunderts begründet. Vor dem lebten die Ostjaken unter eingeborenen Häuptlingen, deren Nachkommen noch unter ihnen anzutreffen sind, sich aber durchaus keiner besonderen Vorrechte erfreuen, und sie waren, wenn man den kleinen Tribut abrechnet, den sie den Chanen von Isker entrichteten, unumschränkte Herren der kolossalen Länderstrecken, die sich zu beiden Seiten eines der grössten Ströme der Welt, des Ob, und dessen mächtigen Nebenflüssen ausdehnen. Fast bis zum 64. Parallelkreise hinauf waren dieselben dicht mit wunderbaren Wäldern von Cedern, Lärchen, Tannen, Fichten und Birken bestanden; weiter hinauf verkrüppelt bereits das Holz und bei Obdorsk unter $66\frac{1}{2}^{\circ}$ N. Br. beginnt das Reich der Tundra.

Der Reichthum des Waldes an Wild und Pelzthieren, der Flüsse an den herrlichsten Fischen der Lachs- und Stör-Familie (Salmonoidei und Chondrostei), und der Tundra an den dem Nordländer so nützlichen Renntieren eröffnete der dünnen Bevölkerung überreiche Erwerbsquellen. Die Fischerei dauerte das ganze Jahr hindurch in den abgesperrten Stellen der Flüsse; die Jagd auf Zobel und Eichhörnchen wurde besonders im Herbst und Winter, die auf Elenne mehr im Frühlinge getrieben. So hatte der Ostjake Kleidung und Nahrung in Fülle; andere Bedürfnisse kannte er nicht; denn die Fische ass er gern roh, frisch aus dem Wasser gezogen oder gefroren, das Fleisch der Elenne und Renntiere an der Luft gedörnt. In keiner Weise zu schweren Kampf ums Dasein verdammt, war der Ostjake in seiner natürlichen Entwicklung ein friedlicher, anspruchsloser, wenig beweglicher, im Ganzen liebenswürdiger Wilder geworden, der, da er mehr als genug an dem Seinigen hatte, fremdes Eigenthum achtete und das Wasser und den Wald, die ihn ernährten, mit frommer Verehrung betrachtete. So ist der Charakter des Volkes in der Hauptsache auch noch jetzt; aber mit dem Eindringen der Russen änderten sich seine Lebensbedingungen vollständig. Durch eine Urkunde

des Zars Fedor Iwanowitsch vom August 1586 wurde zwar nur die Erhebung eines kleinen Jassaks von den eben unterworfenen Ostjaken angeordnet, im Übrigen die unbedingte Schonung derselben gewährleistet. Über die einfältigen Naturkinder mussten jedoch die abenteuererischen Ankömmlinge, die einer höheren Kulturstufe angehörten, bald eine unbedingte, aber für jene verhängnisvolle Herrschaft gewinnen, deren Wirkungen in der entfernten Wildniss nicht mehr zu kontrolliren waren. Häufiger ertönten jetzt die Schläge der Axt in den herrlichen Urwäldern am Ob und an dessen Nebenflüssen, und als die Axt nicht mehr erreichte, loderte es bald hier, bald dort auf, und die nicht gehüteten Flammen dehnten sich über ungeheure Strecken aus. So hat es Jahrhunderte fortgedauert. Die Waldbrände von 1826, Ende der 40er Jahre und 1867 vernichteten die Wälder in der Nähe des Ob und Irtytsch vollends, und während derselben war der Rauch so dicht und erstickend, dass es den Fahrzeugen wochenlang nicht möglich war, diese Ströme zu passiren. Mit Ausnahme weniger, dem Verderben nur durch Zufall entronnenen Stellen ragen überall nur schwarze kahle Stämme empor, oder diese liegen, durch den Wind umgestürzt, am Boden, und unter ihnen bildet sich Morast.

Die Ostjaken waren bereit, ihre Fischereien in friedlicher Weise mit den Russen zu theilen, aber die Lockung des Gewinnes verleitete die an baares Geld wenig gewöhnten Menschen nur zu oft, dieselben für unsinnig kleine Summen zu verkaufen. So wurden die Ostjaken auf immer kleinere Räume beschränkt, litten ihre Erwerbsquellen durch die verwüstende Wirthschaft und wuchsen die Schwierigkeiten, ihren Lebensunterhalt zu gewinnen.

Dazu kommt, dass die Russischen Industriellen, Fisch- und Pelzhändler, die Ostjaken in der gewissenlosesten Weise ausbeuten. Sie verkaufen ihnen die Spielereien, die wilde Völker so sehr lieben: zinnerne und kupferne Ringe, Glasperlen, Glöckchen und andere Dinge von der einfachsten Fabrikation, besonders aber Tabak und Branntwein, zu fabelhaft hohen Preisen.

So hat der Ostjake, der in geistiger Hinsicht derselbe sorglose und unbedachtsame Mensch geblieben ist, der er vor 300 Jahren war, seine Reichthümer eingebüsst, ohne die Energie und Umsicht gewonnen zu haben, welche ihm unter seinen jetzigen Lebensbedingungen unumgänglich nothwendig wären. Sein Elend wird noch durch die unbändige Leidenschaft für den Branntwein erhöht. Wenn der Ostjake nicht bewusstlos niederfällt, hält er sich gar nicht für betrunken.

Oft nehmen die Russischen Industriellen Ostjaken ganz in Verpflegung, und wenn diese auf die lockenden Verheissungen eingehen, besiegeln sie nur eine Art von Sklaven-

thum; denn sie müssen angestrengt arbeiten, und alle ihre Leistungen werden ihnen zu Spottpreisen, meist in Naturalien, bezahlt. Ja, noch in der Mitte des vorigen Jahrhunderts kam es vor, dass in Berésow Ostjaken-Kinder für nicht viel mehr als einen Dwugriwenny ¹⁾ verkauft wurden. Jetzt ist diess zwar nicht mehr denkbar; aber dass das Ostjaken-Volk in Folge aller dieser Umstände ein aussterbendes ist, unterliegt keinem Zweifel.

Dieses Bild liefert einen scharfen Kontrast zu der schonenden Weise, in welcher sonst die Russen mit den von ihnen unterworfenen halbwildern Völkern umzugehen wissen. Einmal aber ist das Ostjaken-Gebiet leichter zu erreichen und daher vorzugsweise das Ziel beutelustiger Abenteuerer gewesen, dann bietet es in den herrlichen Produkten seiner Wälder und Flüsse der Gewinnsucht gewissenloser Menschen einen mächtigen Köder dar, und schliesslich scheint das gutmüthige, einfältige Volk dem gewitzigten Spekulanten nur dazu da zu sein, um ausgebeutet zu werden. Wenn nun in früheren Zeiten schon für den Bewohner der entfernten Theile des Europäischen Russlands der Spruch galt: „Gott ist hoch und der Zar weit entfernt“, so kann man sich denken, was in den dunkeln Zeiten des Leibeigenschafts-Verhältnisses in den Wildnissen Asiens vorgekommen sein mag, wenn Gewinn gierig mit der dem Russen eigenen Gutmüthigkeit kollidirte.

Wie in ihrem Charakter, so sind die Ostjaken auch in ihrer Lebensweise dieselben geblieben. Sie wohnen im Norden in Zelten (Dschum), die aus einem konischen Stangengerüst bestehen, das mit Birkenrinde, seltener mit Fellen umkleidet wird, im Süden jedoch auch in Jurten, aus leichten Balken gezimmert und mit einem Tschuwal versehen, die einer Russischen Bauernhütte ohne Fenster und Schornstein ähnlich sind, im Innern aber von Russ und Schmutz starren. Der Gestank, der dadurch entsteht, begleitet den Ostjaken überall, so dass man bei geschlossenen Augen erkennen kann, von welcher Seite ein Ostjake kommt. Herr Poljakow erzählt, dass, nachdem der Kunowata'sche Fürst mit seiner Familie einige Stunden in der Kajüte seines Fahrzeugs zugebracht hatte, mehrere Stunden vergingen, ehe die Spuren dieses Besuches sich verloren. Neben den Jurten befinden sich gewöhnlich leicht erbaute Schuppen auf Pfählen zum Trocknen der Fische und Aufbewahren der Vorräthe. Die ganze übrige Habe des Ostjaken bilden ein paar Felle, auf denen gesessen und geschlafen wird, ein paar elende, rohe Geschirre, Schneeschuhe, Narten und Schlittenhunde, seltener Renntiere.

¹⁾ Ein Dwugriwenny ist gleich 20 Kopeken oder 65 Reichspfennigen. Allerdings hatte damals das Geld einen anderen Werth als jetzt, besonders für den Ostjaken.

Ethnographie von Russland.

Die Kleidung der Ostjaken besteht aus Renntierfellen, welche sie selbst zubereiten; am Irtytsch tragen sie auch bereits Kleidungsstücke aus Wollen- und Leinenstoffen nach Russischem Schnitt. Die Frauen sind bei ihren Arbeiten im Innern meist mit langen farbigen Hemden bekleidet, die sie in der Mitte gürten; sonst tragen sie gleichfalls Kleider von Renntierfellen, die nur etwas zierlicher geschnitten werden. Ein wesentlicher Bestandtheil ihrer Tracht sind die Tücher, in die sie sich vor Fremden scheu verhüllen.

Die Frauen werden für einen Kalým gekauft, der je nach dem Wohlstande der Betheiligten aus Renntieren, Fellen, allerlei Stoffen und Geschirren besteht und bis zu einem Werthe von 1000 Rubeln und mehr steigen kann, für gewöhnlich 5 bis 15 Renntiere beträgt. Aber auch dieser Preis ist oft schwer zu erschwingen, da die Zahl der Renntiere sich in Folge der unter ihnen herrschenden Seuchen sehr bedeutend vermindert hat.

Die Ostjaken behandeln ihre als Waare erworbenen Frauen als Sklavinnen, ja schlimmer, als nicht vollgültige und unreine Wesen, durch welche kein verwandtschaftliches Verhältniss begründet, keine Erbschaft vermittelt werden kann, die nicht einmal einen besonderen Namen erhalten und sich mit dem Gattungsnamen Imi (Weib) begnügen müssen. Sie dürfen kein Jagd- oder Fischereigeräth berühren, weil dadurch Misserfolge herbeigeführt werden; geschieht diess doch durch Zufall, müssen diese Gegenstände erst durch Räucherung gereinigt werden. Bei Festen dürfen die Frauen nur das essen, was die Männer übrig lassen; sie halten sich stets in ehrerbietiger Entfernung und sitzen bald mit verhülltem, bald mit offenem Gesicht da. Die Schwägerin muss sich vor dem Schwager, die Enkelin vor dem Grossvater, die Schwiegertochter vor dem Schwiegervater verhüllen. Die christlichen Ostjaken haben nur Eine Frau, müssen für dieselbe aber auch den Kalým zahlen. Gleich den heidnischen halten sie es für gestattet, ihre Schwägerinnen, Stiefmütter, Stieftöchter, überhaupt alle Verwandten von Seiten der Frau zu heirathen. Der jüngere Bruder ist verpflichtet, die Wittwe des älteren zur Frau zu nehmen; doch ist es verboten, dass zwei Brüder zwei Schwestern heirathen. Es hilft diesen unglücklichen Frauen nichts, dass sie alle Arbeiten im Innern des Hauses mit unermüdlichem Fleisse ausführen, dass sie für die Kinder Sorge tragen, die Kleider anfertigen, Wasser und Holz herbeischleppen; bei dem geringsten Anlasse erfahren sie die schwersten Misshandlungen von ihren Männern. Es ist diess einmal Sitte und Recht bei den meisten wilden Völkern. Der Ostjake liebt dabei seine Frau und schleppt sie wenn es irgend möglich ist, auf allen Wanderungen, oft sogar zur Jagd mit sich.

Die Beschäftigung der Männer besteht vorzugsweise in

der Fischerei, bei der sie Reusen, Netze und Harpunen anwenden, und in zweiter Stelle in der Jagd. Am 1. Oktober ziehen sie in die Wälder, in die sie Vorräthe von Lebensmitteln und Munition auf Hundeschlitten mitnehmen und in denen alsdann Zobel, Eichhörnchen u. dergl. gejagt werden. Am 6. Dezember kehren sie mit ihrer Beute heim, und erst Ende des Winters, wenn der Schnee sich gesenkt und mit einer Eiskruste bedeckt hat, ziehen sie abermals hinaus, um auf Schneeschuhen Hirsche und Elenne zu jagen. Herr Poljakow traf an der Bobrowka einen Ostjaken, der 45 Jahre alt war, mit dem 20. Lebensjahre zu jagen begonnen und in der Zeit, obgleich er nicht einmal alljährlich der Jagd obgelegen, 200 Hirsche, 200 Elenne, 300 Zobel, geringere Thiere nicht gerechnet, erlegt hatte. Das Flügelwild wird bei den Frühlings- und Herbstwanderungen der Zugvögel gejagt; besonders giebt die Jagd auf wilde Gänse, die durch ausgestopfte Bälge und das täuschend nachgeahmte Geschrei herbeigeloct werden, so reiche Ausbeute, dass ein Mann im Laufe einer Woche 100 bis 200 Stück erlegen kann.

Eine Industrie, die den Ostjaken von Alters her eigen ist, verdient noch besonders genannt zu werden: die Bereitung einer vorzüglichen, feinen sowohl wie groben Leinwand aus Brennesseln, die bei ihnen mannhoch wachsen. Im Übrigen beschränkt sich der Gewerbfleiß der Ostjaken auf die Anfertigung der schlanken Boote, die sie aus einem Baumstamme aushöhlen und an deren Seiten sie Bretter durch Stricke aus Kieferwurzeln befestigen, wodurch die Tragfähigkeit dieser unscheinbaren Fahrzeuge so erhöht wird, dass sie sechs Menschen fassen können, und auf die Herstellung der Fallen für edlere Pelzthiere, Selbstschüsse u. dergl. Unterhalb Berésow sind sie Renthierzüchter.

Das Äussere der Ostjaken ist im Allgemeinen nicht schön und von Mongolischem Schnitt, obgleich bei der Vermischung der Racen die verschiedensten Gesichtszüge zur Ausbildung kommen. Der Schmutz, in welchem sie starren, und die im Gefolge davon auftretenden Hautausschläge und Krankheiten machen sie oft überaus widerwärtig, und die in schmutzigen Pelzen steckenden Gestalten gleichen oft mehr wilden Thieren als Menschen. Trotzdem findet man auch, namentlich unter den Frauen, zuweilen wohlgefällige Gestalten, und Dr. Finsch beschreibt die Frau eines Ostjakischen Gemeinde-Ältesten als eine hübsche Dunkelblondine mit fast Europäischen Gesichtszügen.

Das Christenthum soll schon um die Mitte des 17. Jahrhunderts unter Zar Alexéi Micháilowitsch Eingang bei ihnen gefunden haben; aber es war bis zum Anfange des 18. wenig davon zu bemerken. Im Jahre 1712 nahm jedoch der Sibirische Metropolit Philotheus das Bekehrungswerk mit einem solchen Feuereifer wieder auf, dass er 5000 Ostjaken als getauft verzeichnen konnte. Trotz alledem ist

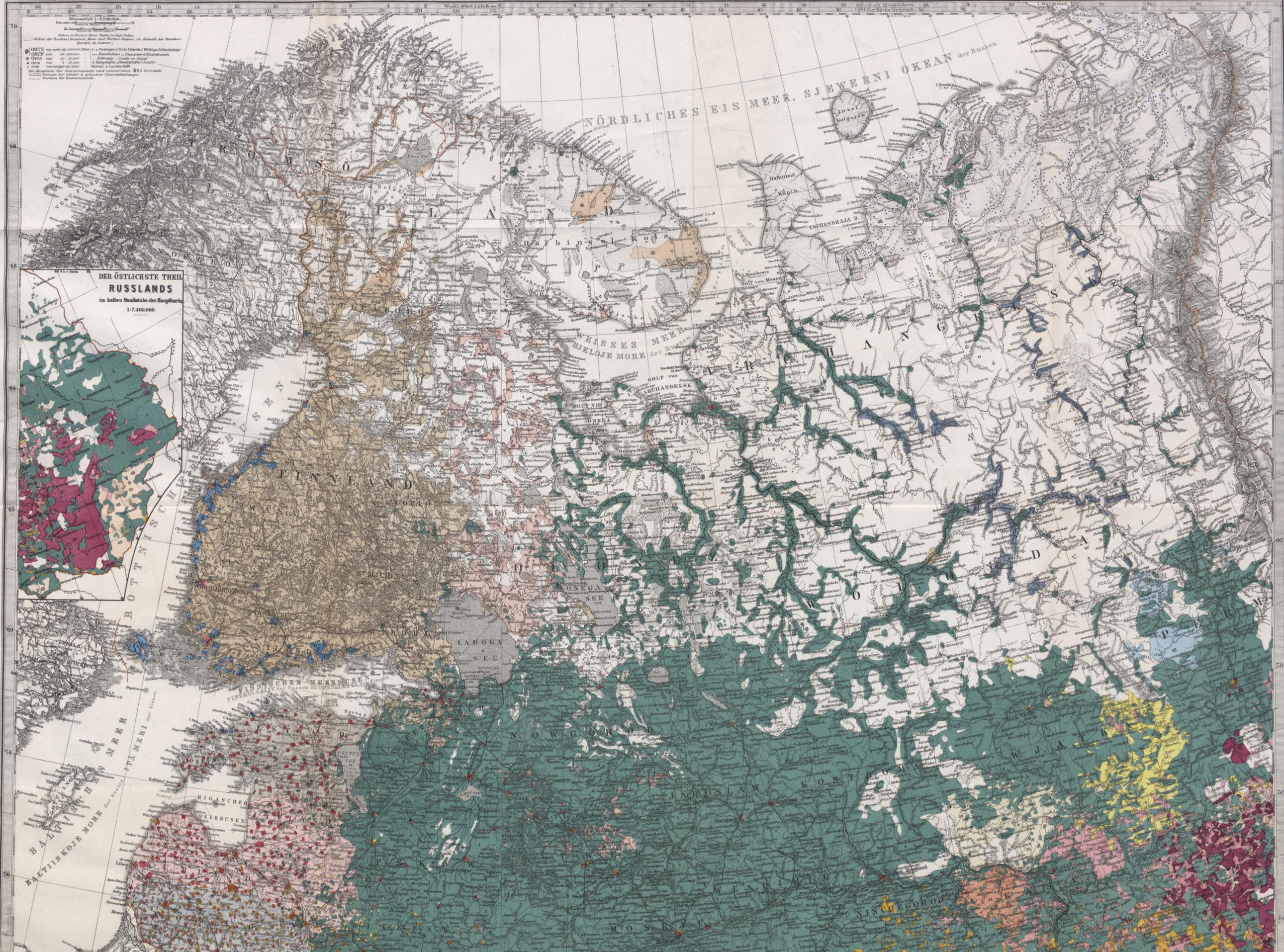
die christliche Lehre nur am Irtysch einigermaassen befestigt; wo die Ostjaken sonst noch den Namen Christen führen, d. h. ein Kreuzchen um den Hals tragen und das Zeichen des Kreuzes machen, da liegt das Christenthum nur wie eine leichte Moosdecke auf dem Moorboden des Schamanenthums. Viele Ostjaken sind noch offenbar Schamanische Heiden, deren zahlreiche Götter übrigens auch von den getauften eifrigst verehrt werden, wie wir diess bei fast allen halbwilden Völkern Sibiriens gefunden haben. Glauben und Aberglauben sind ja gleichfalls Produkte des Landes und fast eben so unveränderlich wie die autochthone Fauna und Flora. Die Götter der Ostjaken haben alle Neigungen, Schwächen und Laster, die diesen gemein sind, sind eben Ostjaken. Die oberste Gottheit ist der allwissende Turm oder Turom, das Licht, am Orte des Aufgangs der Sonne wohnend. Aber neben ihm sind zahlreiche Untergottheiten, die Tong, Meng und Kul, auf der Erde, in den Wäldern und in der Tiefe des Wassers wirksam; andere gehören einzelnen Gemeinden an oder sind die Penaten bestimmter Familien. Auch der Bär erfreut sich als Vertreter der Gerechtigkeit und Wahrheit auf Erden göttlicher Verehrung; er ist gleichfalls allwissend, und ein auf ihn abgelegter Eid ist besonders heilig. Trotzdem tragen die Ostjaken kein Bedenken, einen Bären auf der Jagd zu tödten, dafür sind bei einem getödteten Männchen 5, bei einem Weibchen 4 Festtage obligatorisch. Die Götter werden durch roh aus Holz geschnitzte Götzenbilder, die mit allerlei Lappen und Flitter behängt werden, verkörpert, theils in besonderen Götterjurten, theils auf Bergen und unter heiligen Bäumen aufgestellt und stehen unter der Obhut der Schamanen, die Propheten, Priester und Ärzte zugleich sind und in der bei allen polarischen Völkern üblichen Weise mit der Schamanen-Trommel operiren. Bei Krankheiten, Unglücksfällen, beim Auszuge zur Fischerei und Jagd bringt man den Göttern Opfer in Branntwein, Renthieren, Hühnern &c. dar, die übrigens stets von den Opfernden selbst verzehrt werden, während der Götze sich mit dem, was ihm auf die Lippen gestrichen wird, und mit den vor ihm aufgehängten Fellen und Geweihen begnügen muss.

Von dem Leben nach dem Tode haben die Ostjaken nur dunkle Vorstellungen, doch scheinen sie ein Fortleben anzunehmen, da sie den Verstobenen mit den besten Kleidern und allen seinen Geräthschaften begraben, und auf dem Grabe die Renthier geschlachtet werden, die ihm die liebsten waren, damit er alles das zur Benutzung in der anderen Welt wiederfinde. Wenn der Mann gestorben ist, rauft sich die Frau beim Wehklagen die Haare aus, kratzt sich blutig und wirft die blutbefleckten Haare auf die Leiche des Mannes. Dann bildet sie sich aus Holz eine

Druck der Engelhard-Reyher'schen Hofbuchdruckerei in Gotha.

ETHNOGRAPHISCHE KARTE VON RUSSLAND (NÖRDLICHES BLATT), NACH A.F.RITTICH VON A.PETERMANN.

Slawische Stämme: 1. Gross-Russen, 2. Weiss-Russen, 3. Klein-Russen, 4. Bulgaren, 5. Polen.
 Litauische St. Griech.-röm. St. Germanische St.: 6. Litthauer, 7. Letten, 8. Griechen, 9. Rumänen, 10. Deutsche, 11. Schweden.
 Iranische Stämme: 12. Tataren, 13. Kurden, 14. Osseten, 15. Armenier.
 Iberischer St.: 16. Georgier (Grusinier), 17. Awarer, 18. Tschetschenen, 19. Laken, 20. Hürkeliner (Darginer), 21. Tabasaraner, 22. Kürdner, 23. Machadaren (Botaler), 24. Übrige kleine Stämme.
 Kaukasisch-kaspische Stämme: 25. Abdyge, 26. Kabardiner, 27. Abchassen, 28. Karelrier, 29. Finno-Karelrier, 30. Tschuden (Esten & Liven), 31. Lappen.
 Kaspische St. a. Schwarzen M.: 32. Mordwinen, 33. Tscheremissen, 34. Wolga-Finnen, 35. Mordwinen, 36. Tscheremissen, 37. Wogulen, 38. Samojeden, 39. Nogaier, 40. Kirgisen, 41. Kaschkiren, 42. Tschuwaschen, 43. Kirgisen, 44. Kumiken.
 Baltische-Finnen: 32. Mordwinen, 33. Tscheremissen, 34. Wolga-Finnen, 35. Mordwinen, 36. Tscheremissen, 37. Wogulen, 38. Samojeden, 39. Nogaier, 40. Kirgisen, 41. Kaschkiren, 42. Tschuwaschen, 43. Kirgisen, 44. Kumiken.
 Nordische-Finnen: 32. Mordwinen, 33. Tscheremissen, 34. Wolga-Finnen, 35. Mordwinen, 36. Tscheremissen, 37. Wogulen, 38. Samojeden, 39. Nogaier, 40. Kirgisen, 41. Kaschkiren, 42. Tschuwaschen, 43. Kirgisen, 44. Kumiken.
 Türkische Stämme: 32. Mordwinen, 33. Tscheremissen, 34. Wolga-Finnen, 35. Mordwinen, 36. Tscheremissen, 37. Wogulen, 38. Samojeden, 39. Nogaier, 40. Kirgisen, 41. Kaschkiren, 42. Tschuwaschen, 43. Kirgisen, 44. Kumiken.
 Mongolischer St. Semitischer St.: 32. Mordwinen, 33. Tscheremissen, 34. Wolga-Finnen, 35. Mordwinen, 36. Tscheremissen, 37. Wogulen, 38. Samojeden, 39. Nogaier, 40. Kirgisen, 41. Kaschkiren, 42. Tschuwaschen, 43. Kirgisen, 44. Kumiken.



**DER ÖSTLICHSTE THEIL
RUSSLANDS**
 im halben Maasstabe der Hauptkarte
 1:7.400.000.